



ERODAZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Inhalt: Text: Fräulein Kurzfüßchen. Erzählung von A. Trinius. — Herbstlied. Von Ilse Frapan. — Das letzte Fuder. Von B. v. Griesholm. — Friedrich Theodor Vischer. Von G. Subermann. — Zur Ästhetik der Mode. VIII. Von Hans Schliepmann. — Echte und unechte Farben. Von Dr. Otto K. Witt. — Four-in-hand. Von L. Hiemssen. — Deutsche Lehrerinnen im Auslande. Von W. Wehergang. — Wirtschaftsplaudereien. — Zum Klatsch für Alt und Jung. — Korrespondenz. Illustrationen: Der Erbonkel zu Besuch. Gemälde von E. J. Bofs. — Porträt Prof. Dr. Vischer. — Four-in-hand. Von Campenrieder.

Fräulein Kurzfüßchen.

Von A. Trinius.

Nachdruck verboten.

„Gabriele, kommst du noch nicht?“ tönte eine helle Mädchenstimme aus dem Gewirr der durcheinanderscherzenden und plaudernden Gäste des Sanitätsrats Krause, welche sich soeben unten auf dem Hausflur verabschiedeten.

„Ein bißchen Geduld, Magda!“ antwortete es von dem letzten Treppenabsatz, und bald darauf stieg eine zierliche Mädchengestalt mit leisem Hinken die wenigen Stufen noch hinab und trat unter die Gruppe lebhaft erregter Herren und Damen, wo sie von einer stattlichen Blondine sofort bei der

Hand gefaßt und zu einem abseits stehenden vollbärtigen jungen Mann geführt wurde, dessen Augen, wie es schien, bereits die Nachzüglerin gesucht hatten.

„Aber Magda!“ hatte die letztere noch halb abwehrend, halb unwillig gerufen, doch alles Sträuben war umsonst gewesen.

Ihre Freundin stand jetzt neben ihr vor dem lächelnden Manne und sagte übermütig: „Das Ceremoniell unseres Hofes schreibt zwar den tiefsten Knix für euch Sterbliche vor, doch trotz dieser Unterlassungssünde sollst du nicht unbeglückt von unseres Thrones Stufen dich wenden. Hier, Dr. Weilert, mein König und unerschrockener Ritter, wird dir seinen Schutz gewähren und dich nach meiner Verabschiedung nach Hause begleiten. Und somit schließe dich uns an!“

Der junge Gelehrte hatte den Hut gezogen und sagte mit einer leichten Verbeugung: „Würden Sie es mir gestatten, verehrtes Fräulein?“

„Ich nehme es dankbar an, Herr Doktor!“

Die Blondine lachte: „Gott, bist du förmlich, Gabriele! Komm, folge uns als erste Hofdame. Platz da, meine Herrschaften, der Hof naht!“ Sie hatte den Arm ihres Begleiters ergriffen, legte den ihren hinein, während die heiter zuzuhauenden Gäste jetzt Spalier bis zu der von dem Dienstmädchen geöffneten Hausthür bildeten. Gefolgt von dem soeben zum Hofräulein ernannten Mädchen schritt das schöne, hohe Paar scherzhaft nach beiden Seiten grüßend durch die Reihen der sich ehrfurchtsvoll verbeugenden Menge.

„Wie will das Volk heute sich verhält, mein König!“



Der Erbonkel zu Besuch.

Gemälde von E. J. Bofs.

wandte sich die schlanke, blonde Schöne an ihren Begleiter, „mir scheint, es mangelt uns noch an Popularität.“ Die Majestät, deren braune Augen fröhlich unter der goldenen Brille blitzten, wollte soeben etwas erwidern, doch in demselben Augenblick scholl es von den Gästen mit komischer Begeisterung: „Hoch unser erlauchtes Königspaar! Hoch! Hoch!“ Die frischen Wangen der Blondine leuchteten höher bei dieser Kundgebung, und unwillkürlich lehnte sie sich fester an ihren Begleiter, so daß, als er sich zu ihr wandte, ihr Atem ihn warm anwehte. Auf der Straße nahm man Abschied. Die Gäste hatten sich bald verteilt, während das Kleeblatt, welches zuerst das Haus verlassen, langsam in eine nahe Seitenstraße eingebogen war.

Im Hause des Sanitätsrats Krause waltete seit Jahren ein geselliges, heiteres und ungezwungenes Leben, welches seit der Rückkehr der einzigen Tochter aus einer Pension der Hauptstadt noch erhöhte Regsamkeit empfangen hatte. Die geselligen Abende bei Krauses, an denen die Tochter einen Kranz früherer Schulfreundinnen, welchen sich dann noch die Brüder derselben und sonstige dem Hause befreundete Herren angeschlossen, um sich scharte, sie gehörten mit zu den kleinen Ereignissen des Städtchens, und es galt für eine Auszeichnung, in dem gastfreien Hause aus- und eingehen zu dürfen. Jrgend eine neue Überraschung, das wußte man im voraus, brachte jeder Abend. Die Frau Sanitätsrätin verstand sich darauf, das junge Völkchen immer im Atem zu erhalten und die Unterhaltung durch Scherz und neckische Veranstaltungen frisch zu beleben. So war es auch heute Abend gewesen. Zu dem Thee, welcher dem Abendbrot voranging, war für die jungen Herren und Damen je ein kleiner Kuchen aufgetragen worden, welcher eine Bohne enthielt, zur Auslösung des Bohnenkönigspaares. Magdalene Heine, die Tochter des Bankiers am Markte, hatte mit glücklichem Griffe das die Bohne enthaltende Stückchen Kuchen gewählt, obgleich sie auch ohne diese süße Urkunde seit Jahren durch ihre Erscheinung wie durch ihr frisches, lebensprudelndes Naturell diese Rolle an den Gesellschaftsabenden gespielt hatte. Erwartungsvoll schaute sie jetzt auf die Gruppe der kuchenessenden Herren, welchen von ihnen der launische Zufall ihr zum Mitregenten für heute Abend bestimmt habe. Als der vielumworbene Dr. Weilert sich plötzlich flüchtig an die Wacke griff, als habe ein leichter Schmerz ihn dort betroffen, leuchteten die blauen Augen der vollen Blondine wie ein Wetterschein auf. Der Zufall war ihrem Wunsche nachgekommen. Beide Bohnenbesitzer wurden feierlich als Königspaar proklamiert, worauf sie die Reihe der Tänze als erstes Paar eröffneten. Magdalenes Antlitz strahlte während des ganzen Abends; das Glück an der Seite ihres Bohnenkönigs gab ihrem flatterhaften Wesen einen reizenden Schimmer wohlthuender Herzlichkeit, und als sie, vom Tanze erregt, Atem schöpfend sich aus den Armen ihres gekrönten Gemahls mit brennenden Wangen losgelöst hatte, fiel ihr Blick zufällig auf die dem Tanze still zuschauende Gabriele Mertens, welche neben der Wirtin des Hauses abseits saß. Die Bohnenkönigin schritt hastig auf sie zu, beugte sich zu der Freundin nieder und küßte sie stürmisch, während die weichen Hände sich um den vollen braunen Flechtenschmuck der Sitzenden schlängeln.

„Warum tanzt du nicht? Tanze doch!“ setzte sie leise hinzu, „o, es macht so felig!“

„Du weißt ja, Magda, ich kann nicht, es geht ja nicht!“

„Armes, liebes Kurzfüßchen, wie konnt' ich das vergessen? Verzeih' mir!“ Und schon hatte sie den Arm des unweit davon stehenden Tanzgenossen wieder aufgeschult und wirbelte, das blonde Haupt mit halbgeschlossenen Augen nach hinten gebogen, durch das Zimmer hin. Gabriele sah ihr nach, und fast wie ein leichtes Gefühl des Neides stieg es in ihr auf. Doch als im nächsten Augenblicke die Augen des an der Seite ihrer schönen Freundin dahinschwebenden Mannes sie so seltsam fragend trafen, wandte sie sich leicht ab und begann mit der mütterlichen Nachbarin ein neues Gespräch. Wer Gabriele heute beobachtet hätte, würde in unbewachten Momenten eine eigene grübelnde Schweigsamkeit an ihr bemerkt haben. Nun aber bot dieser erste Abend, welcher die Winterfreuden eröffnete, allzuviel Abwechslung und lauten Scherz, als daß das stille Mädchen aufgefallen wäre. In frohster Stimmung trennte man sich endlich, mit aufrichtigem Danke sich von den Gastgebern oben verabschiedend. Die Gesellschaftsabende beim Sanitätsrat hatten unter den glücklichsten Bedingungen ihren Reigen eröffnet. Als Dr. Krause mit seiner Frau sich endlich zur Ruhe begab, sagte er, verschmigt die Hände reibend:

„Ich wette, Josephine, unser Bohnenkönigspaar wird bald ein Herzenspaar! Welt?“ Und die Gattin lächelte geheimnisvoll, dem Frager überlassend, ihr Schweigen nach seiner Weise auszulügen.

Schon gleich an der Hausthür hatte Magdalene Heine ihren gekrönten Partner losgelassen und der nachfolgenden Freundin den Arm geboten, doch so, daß Doktor Weilert ihr zur Rechten blieb. So war man in eine Seitenstraße gebogen und schritt nun unter Geplauder dem ersten Ziele, der Wohnung des Bankiers Heine, zu. Es war nahe an Mitternacht; ein frischer Wind stieg vom Flusse auf, dem man sich jetzt im Verfolg der Straße näherte, und blies in sanftem Zuge den Dahinschreitenden entgegen. Nur selten, daß die Stille der Nacht von einem anderen Geräusche als dem der hallenden Fußtritte auf den Steinplatten längs der Häuserfront unterbrochen wurde. Trotz der vorgerückten Jahreszeit, es war Ausgang November, verriet nichts den nahenden Winter mit seinen Tücken und griesgrämigen Launen. Wo der Glanz des schimmernden Halbmondes am Himmel zu ermatten schien, da blinkten und

zuckten unzählige Sterne und suchten durch ein Meer klimmender Glühpunkte das milde Licht des einsam wandelnden Mondes zu verdunkeln, der über Stadt und Fluß und Land einen Silberschleier zauberisch wob.

„War das nicht schön heute Abend?“ flüsterte Magdalene ihrer Nachbarin leise zu. Diese nickte nur, während die erregte Sprecherin mit derselben Heimlichkeit fortfuhr: „Und die nächste Bohne sollst du bekommen — schüttle nicht so fürchtbar ernsthaft das kluge Köpfchen — ich will's schon schlau anstellen. Freilich, meinen König erhältst du nicht, den will ich mir jetzt festhalten. Sieh doch nur, wie statlich er da vor uns jetzt hinschreitet. Ob er so tüchtig ist, wie sie sagen, das verstehe ich nicht, aber schön ist er, das kann ich sehen — das fühle ich — Gabriele! — weißt du, was es heißt, wenn das Herz mit dem Verstande durchgehen will? Aber du sagst auch gar nichts, und ich möcht's doch von allen Leuten hören, daß es ein schöner, ein begehrenswerter Mann ist. Begehrenswert! Ja, das ist's — niemand — niemand soll ihn bekommen als ich, und keinem will ich dies vorher anvertrauen als dir allein, gute, treue, liebe Gabriele. Aber nicht wahr,“ fuhr sie mit komischem Ernste fort, „es bleibt Geheimnis zwischen uns! Versprichst du es?“

„Ich verspreche es dir!“ Und die Hinkende reichte der glühenden Freundin still die Hand. Dann beschleunigten sie ihre Schritte etwas, um den inzwischen vorangeschrittenen Begleiter wieder einzuholen. Am Anfang der Brücke, welche hier über einen breiten Arm des sich kurz vor der Stadt gabelnden Stromes führte, hatten sie den jungen Doktor erreicht. Er stand, auf das Brückengeländer gelehnt, und schaute mit sinnendem Ausdruck im Gesicht über das mondbeglänzte Wasser hinaus, bis wo es in der nebelüberhauchten Landschaft ferne verschwand. Die Mädchen waren gleichfalls stehen geblieben und blickten, betroffen von der malerischen Kraft dieses zauberischen Bildes, über das Brückengeländer auf den Fluß. Ein paar Schwäne hockten unten verschlafen auf einem Fischkasten, an dem das Wasser unheimlich gurgelnd vorüberzog. Ruhig, ein Bild des Friedens, lag die Stadt auf und ab des Flusses, nirgends mehr ein Licht zu schauen. Nur aus der niederen Kajüte eines darüber vor Anker liegenden Lastfahnes schimmerte noch ein mattrotlicher Lichtstrahl über die schweigsame Flut.

„Ich kann es den Dichtern nicht verdenken,“ hob der Begleiter der beiden Mädchen an, „wenn sie das Mondlicht über den Sonnenschein stellen. Ich bin kein Schwärmer und habe mich nie zu den elegischen Naturen gerechnet, dennoch fast mich der Anblick einer Mondscheinlandschaft jedesmal mit neuer Macht. Aller Stolz, jede Strenge der Empfindung muß sich im Anblick dieser sanften, wohlthuenden Lichtflut in Weichheit und Hingebung wandeln. Die Sonne wärmt und erhellt, aber sie verlegt auch schonungslos gar oft. Wie anders das Mondlicht in seinem stillen Glanze, das über Schönes und Häßliches gleichmäßig und friedlich seinen Zauber bereitet! Eine solche Nacht spricht eine Sprache, so heimlich und traut und märchenvoll, wie sie dem Kinderherzen von Mutterlippen entgegönt.“

Gabriele, welche neben dem Sprecher stand, hatte bei den letzten Worten desselben ihre Augen auf sein offenes Angesicht gerichtet, das noch immer wie gebannt auf dem Wilde vor ihm weilte. Doch als er jetzt aufblickte, wandte sie sich wieder dem Wasser zu. Anders Magdalene. Mit wachsendem Erstaunen hatte sie dem jungen Manne zugehört, nun aber, als er geendet, rief sie übermütig aus:

„Wissen Sie auch, verehrter Mitregent, daß Sie sich im höchsten Grade eines Selbstbetruges schuldig gemacht haben? Sie verurteilen im Anfange ihres Vortrages alle Mondscheinwärmer, um bald darauf selbst einen begeisterten Schwung zu nehmen, der alle Lyriker vom Fach beschämen könnte. Ist das die Logik der mächtigen Herren dieser Welt?“

„Habe ich wirklich geschwärmt, Fräulein?“ Er wandte sich an Gabriele.

„Sie haben wohl nur das gesagt, was Sie selbst dabei empfanden,“ erwiderte die Gefragte.

„Keine Verteidigung hier,“ lachte Magdalene, „zumal von weiblichem Munde. Ich muß gestehen, Sonne und Mond sind mir gleich; so lange ich Frohsinn und helle Augen um mich sehe, fühle ich mich wohl und liebe das Leben. Ich will Sie überzeugen, Doktor, daß die Sonne doch Siegerin bleibt. Wenn der Fluß hier unten erst eine spiegelglatte Eisfläche zeigt, dann wollen wir jauchzend auf unseren Stahlschuhen drüber hinsaufen, und Sie sollen mir dann eingestehen, daß man den Mond wohl besingen, aber lieben nur die große goldene Sonne kann.“

„Und wenn Sie nun doch die Wette verlieren?“

„Sehe ich aus, als wäre ich geschaffen, einen Sieg so rasch aufzugeben?“

Der Doktor lächelte. „Jetzt schlagen Sie den ernsthaften Ton an,“ sagte er, „und doch bleibe ich dabei, der Eindruck des Mondlichtes ist viel eindringlicher auf ein Menschenherz, als das der Sonne. Sonnenschein verallgemeinert, des Mondes Glanz giebt uns dem eigenen Ich zurück. Unter der Herrschaft des ersteren handeln wir thätig, unter dem letzteren halten wir gern-Einkehr in uns selbst. Und das eigene Ich, es mag noch so egoistisch klingen, bleibt schließlich doch jedem der Anfang und das Ende seines Erdenlebens. Sehen Sie,“ er wandte sich wieder an Gabriele, „sehen Sie dort drüben das einsame Lämpchen aus der Schiffsluke schimmern? Jetzt blicken wir hin, das Fahrzeug mit seinen Bewohnern tritt uns unwillkürlich menschlich näher; würde es dies morgen im Sonnenschein vermögen? Schwerlich! Unsere Phantasie, sei sie auch noch so flüchtig, rechnet jetzt mit dieser Erscheinung.“

Gabriele hatte sich halb dem Redner zugewandt. „Ein einsames, spätes Licht,“ sagte sie, „vielleicht an einem Lager

brennend, neben dem ein Herz unruhig in Hoffen und Schmerz Wache hält. Wie traurig kann solch ein Lichtstrahl wirken.“

„Ideal und Wirklichkeit!“ lachte Magdalene. „Vielleicht ist's auch nur ein trunfener Schiffer, der zum Entgegen seiner besseren Ehehälfte mit schwankenden Schritten nach seinem Ruhehafen tappt.“

„Dann ist's eben noch trauriger drüben bestellt,“ erwiderte Gabriele und wandte sich von dem Geländer fort, worauf man vereint den Weg zum Hause der Freundin einschlug, an dessen Hausthür Magdalene sich mit einem Kuß von der kleinen Hofdame verabschiedete. Dem Doktor reichte sie die Hand, während ihre lebensprägenden Augen ihm voll ins Gesicht schauten.

„Gute Nacht, Herr Mondscheinlyriker!“ lachte sie. „Überlegen Sie es sich mit der Sonne. Vielleicht behalte ich doch recht! — Gute Nacht noch einmal, Gabriele!“ sie drückte der letzteren warm die Hand und flüsterte ihr ins Ohr: „Er fürchtet sich vor der Sonne und will es nicht eingestehen!“ Sie grüßte herzlich, dann verschwand sie im Hause.

Die beiden setzten einsam ihren Weg fort. Der junge Mann hatte dem Mädchen seinen Arm angeboten, und willig hatte sie den ihrigen hineingelegt. War ein jeder mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt? Wenigstens schien es so, denn beide ertappten sich plötzlich bei der Erkenntnis, daß man bisher stumm nebeneinander fortgeschritten war. Der Doktor brach zuerst das Schweigen.

„Wie wohl thut diese Stille nach all dem Festlärm heute Abend!“

„Ist's wirklich so schwer,“ scherzte Gabriele leicht, „königliche Ehren und Frauenhuld zu tragen?“

„Letztere vielleicht noch schwerer als Scepter und Krone oft!“ erwiderte er und fuhr dann fort: „Warum hielten Sie sich, mein Fräulein, vom Tanze fern? Lächeln Sie vielleicht auch schon über diese Thorheit, welche doch zugleich ein Vorzug unserer Jugend bleibt? Warum sah man Sie nicht einmal tanzen?“

„Nicht?“ Sie sah ihn an. „Warum ich mich dem Tanze fernhielt? Ich hinke ja!“

„Sie?“ Er war auf einmal ernst geworden, und als er sein Gesicht ihr zuwandte, schien es wie ein Schatten von Traurigkeit darüber zu gleiten. „Habe ich Ihnen weh gethan?“ Sie schüttelte den Kopf. „Wirklich,“ fuhr er fort, „ich habe es bis jetzt nicht bemerkt. Wie schade! Tanzen ist so schön!“

„Ich habe es nie entbehrt — nie,“ sie stockte. Sie fühlte, daß in diesem Augenblicke etwas wie Unwahrheit über ihre Lippen gegangen war. Als ihr Begleiter stumm blieb, setzte sie hinzu: „Anfangs habe ich wohl nicht ohne Neid meinen Freundsinnen gelauscht, wenn sie von ihren Erlebnissen und den Triumpfen der ersten Tanzstunden wichtig erzählten — jetzt lächle ich. Das Leben ist auch ohne diese flatterhafte Kunst wert, durchlebt zu werden, wenn man auch als Fräulein Kurzfüßchen durch diese Welt ziehen muß.“

„Fräulein Kurzfüßchen?“ Er zwang sich zu einem Lächeln, doch es wollte ihm nicht recht gelingen.

„Klingt Ihnen der Name so garstig? Anfangs erschraf ich auch, ich gestehe es offen, als ich ihn aus lachendem Kindermunde zum erstenmale vernahm, jetzt hat er alles Häßliche für mich abgestreift, und so oft ich ihn von den Kleinen höre, wenn ich im Garten sitze und des Nachbarns Kinder durch eine Zaunlücke über die Beete hereingepurzelt kommen und mit ihren kleinen, runden Armechen mich umschlingen, fortziehen und nicht wieder loslassen wollen — immer wieder schmeichelnd rufen: ‚Kurzfüßchen, du sollst mit uns Mutterchen spielen! — dann, sehen Sie, klingl's mir jetzt wie Liebfosung, und ich bin glücklich, ein Kind unter Kindern — auch ohne Tanz.“ Sie brach ab. Als aber ihr Begleiter stumm blieb, nahm sie das Gespräch von neuem auf.

„Sie nennen mich jetzt alle so, und ich habe mich daran gewöhnt. Es stimmt mich längst nicht mehr traurig. Und wenn ich vielleicht auch langsamer an das Ziel gelange, so finde ich dafür Zeit, manch voreiligen Schritt noch zu überlegen. Meine Mutter ist die einzige, welche den harmlosen Spitznamen nicht leiden mag. Finden Sie ihn jetzt noch so garstig?“

„Gabriele ist doch weit schöner!“

„Man gewöhnt sich an alles,“ erwiderte das junge Mädchen, „und es kommt nur auf das Herz und den Mund an, der zu uns spricht, um auch das scheinbar Unschöne noch mit einem Schimmer von Wohlklang und Annehmlichkeit zu umkleiden. Sehen Sie,“ rief sie plötzlich lebhaft, indem sie mit der rechten Hand die Richtung andeutete, „dort unten das einsame Licht am Ausgang der Straße? Das ist mein Stübchen, wo die Mutter fürsorglich mir einen Leuchtturm in Gestalt einer Lampe errichtet hat, für den Fall, daß der unsolide Nachtvogel einen Irrweg eingeschlagen hätte. Als ob man den Weg zum Mutterherzen jemals verfehlen könnte!“

„Sie rufen mir den Gedanken an meine eigene Mutter wieder lebhaft vor die Seele,“ sagte ihr Begleiter. „Genau so machte sie es auch, und wie oft, wenn ich spät in stiller Sommernacht auf unserem Handfahn über den schlafenden Rheinstrom heimwärts glitt, sah ich schon von weitem das Licht, von ihr fürsorglich hingestellt, aus meiner Kammer freundlich mir entgegenwinken. In der Liebe bleibt sich jedes Mutterherz gleich. Wie freue ich mich auf den nächsten Sommer und seine Ferien, da soll's nach Hause gehen zu der einsamen Frau, den alten Freunden, der Heimat und dem unvergeßlichen Rheinstrom.“

„Nach dem Rhein!“ sagte Gabriele wie in Gedanken verloren, „wer doch da auch einmal hinfönnte. Schon in

seinem Namen liegt ein Schatz von Poesie und Lebensfreude. Doch ich bin zu Hause.“ Sie blieb vor einem zweistöckigen Hause stehen und schloß die knarrende Thür auf. „Hier oben wohnen wir Einsiedler, meine Mutter und ich, seit zehn Jahren allein. Sie sehen, die Häuser hören bald auf, man ist halb auf dem Lande. Aber das lieben wir. Von meinem Fenster aus sehe ich über die Felder bis zu dem dunklen Walde drüben am Horizont; da kommt gar oft die Sehnsucht ungerufen, hinaus in die weite Welt einmal zu ziehen. Aber das Kurzfüßchen,“ sie lachte leise und herzlich, „muß sich bescheiden lernen, und sie hat es auch schon längst gelernt. Gute Nacht, Herr Doktor! Meinen besten Dank für ihre Begleitung, es ist nicht meine Schuld, daß Sie sich noch einem so weiten Wege unterziehen mußten. Die Pflichten gekrönter Häupter sind oft größer als ihre Freuden.“ Sie reichte ihm, dessen Gesicht bei ihren letzten Worten einen eigenen Ausdruck angenommen hatte, die Hand.

„Gute Nacht, mein Fräulein,“ sagte er mit warmer Höflichkeit, „ich bedaure nur, daß wir schon am Ziele sind. Es plaudert sich so schön in stiller Mondscheinacht von den Tagen, die zurück liegen, von der Heimat, die keiner vergißt.“

„Bis uns die erwachende Sonne lachend als Träumer und Schwärmer ausschilt! Solche Entnüchterung bleibt selten aus. Nochmals besten Dank!“ Sie verbeugte sich leicht, dann schloß sich die Hausthür hinter ihr. Der junge Mann blieb stehen, bis ihre Schritte auf dem Steinflur innen verhallt waren, dann wandte er sich um und schritt sinnend wieder der Stadt zu.

War über Gabriele wirklich eine Entnüchterung gekommen, als sie am andern Morgen die Eindrücke des letzten Abends an sich vorüberziehen ließ? Sie war erst spät eingeschlafen, und dieselben Gedanken, welche sie bis in den Traum begleitet hatten, waren auch jetzt wieder da und beschäftigten das junge Mädchen, welches am Fenster ihres Stübchens saß, die Handarbeit in den Schoß gelegt und die tiefbraunen Augen träumend in die Ferne hinaus gerichtet. Mehr als einmal hatte sie sich schon bei dieser Unthätigkeit heute ertappt und jedesmal halb unwillig, halb vor sich selbst erschrocken, mit frischen Kräften die Nadel ergriffen. Sie wollte sich selbst nicht zugestehen, daß eine Erscheinung in ihr stilles, einförmiges Leben getreten sei, welche drohte, ihre ruhige, friedliche Gedankenwelt, den kleinen Kreis alltäglicher Bilder mit einemmale zu verwirren und sie mit einem bisher nie gekannten Gefühl von Unruhe und schmerzlicher Sehnsucht zu erfüllen. Warum mußte er auch vom Rhein und seiner schönen Heimat so verlockend sprechen! War es nur der Rhein mit seinem poetischen Zauber, der ihr unfluges Herz nicht zur Ruhe kommen ließ? Aber jetzt wollte sie nicht mehr daran denken, gewiß nicht. Doch da klangen wieder die süßen Walzermelodien von gestern abend um sie, und ein hohes, schönes Paar schwebte mit blühenden Augen und geröteten Wangen wie im Traume an ihr vorüber. War's nur ein Traum gewesen? Und warum wiegte sie jetzt mit halbgeschlossenen Augen das von schweren, braunen Flechten bedeckte Haupt im Rhythmus hin und her und nun auch noch elastisch den schlanken Oberkörper in den Hüften? Sie sollte nicht auch tanzen können, dahinschweben, Brust an Brust, Arm in Arm, ein Auge das andere widerspiegelnd? Sollte nicht auch glücklich sein dürfen? Das war nicht mehr die kluge und verständige Gabriele, die jetzt leise vom Stuhl sich erhoben hatte und schüchtern die ersten Schritte des Tanzes nachahmte, um dann, vom Zauber innen tönender Melodien plötzlich erfasst, ernsthaft im Walzertakte durch das niedere Stübchen zu schweben versuchte, bis sie, wie in plötzlicher Erkenntnis, inne hielt, nach der Lehne des Stuhles taumelnd tastete, um nun mit einem schmerzlichen Aufseufzen darauf niederzusenken. Thörin! lachte es spöttisch in ihr, ist's dir zu wohl, daß du aufs Eis gehen willst, ohne daran zu denken, daß es rund herum knackt und bricht? Ein niegekannter Schmerz hatte das stille Mädchen erfasst. Langsam rannen zwei schwere Tropfen ihr aus den Augen. War sie denn ganz närrisch geworden? Da scholl es drunten aus dem Garten von hellen Kinderstimmen: „Kurzfüßchen! Kurzfüßchen!“ Als sie das wohlbekannte Wort vernahm, vermochte sie sich nicht länger zu halten. Ein Thränenstrom brach aus ihren Augen, und schluchzend vergrub sie, auf das Fensterbrett gestützt, das brennende Angeht in ihren Händen.

„Komm doch herunter,“ rief es wieder von neuem, „wir sehen dich ja! Ach, komm doch, bitte, bitte!“ Sie aber hörte es nicht. Erst als die Thür aufging und ihre Mutter eintrat, fuhr sie empor.

„Die Kleinen rufen dich schon seit einer Weile,“ begann die freundliche Frau, doch als sie jetzt das einzige Kind in Thränen gebadet am Fenster sitzen sah, eilte sie hinzu, schlang ihre Arme um dessen Nacken, streichelte ihm die Wangen und fragte mit mütterlicher Besorgnis: „Gabriele, was hast du, was ist vorgefallen?“ Ihr Blick blieb auf der Tochter haften. Diese aber wischte sich die letzten Thränen aus den Augen und umarmte die teure Frau, indem sie unter langsam aufsteigendem Lächeln sagte:

„Sorge dich nicht, Mütterchen, es ist nichts. Ich war ein närrisches Kind, weiter nichts — die Kleinen unten haben wirklich ein Unrecht auf meine Gesellschaft — sie nickte aus dem Fenster, küßte dann die besorgte Mutter und sagte: „Zürne mir nicht, jetzt bin ich wieder ganz vernünftig.“ Sie stand auf und verließ das Zimmer, und das bald darauf im Garten laut erschallende Jubelgeschrei kündete der droben noch immer gedankenvoll am Stuhl stehenden Mutter das Erscheinen ihres Kindes unter den harrenden, kleinen Spielgenossen an.

(Fortsetzung folgt.)

Serblied.

Ihr Asten und Rejeden,
Wohin ist Duft und Glanz?
Zerflattert sind die Blüten,
Verblüht ist der Kranz!

Mit euren welken Kronen
Da spielt ein wildes Kind,
Es streut die Samenkörner
Mutwillig in den Wind.

Und manche nimmt die Erde
In ihren feuchten Schoß
Und zieht dem künftigen Lenze
Die künftigen Kinder groß.

Die andern fliegen nach oben
Zu Himmelsauen hinauf
Und gehn in Winternächten
Als tröstende Sterne auf.

Ilse Frapan.

Das letzte Fuder.

Ein Erntebild aus Westpreußen von P. v. Griesholm.

„Das letzte Fuder kommt!“ ruft Stasch Barbarewicz, als er auf hochbeladenem Erntewagen an der Schmiede vorbeischaufelt. Der Schmied läßt seinen Radreifen los, ergreift den Kühleimer und springt in langen Säßen an der Schirrkammer vorbei nach dem Hofeich.

„Stellmacher, das letzte Fuder kommt!“ Hammer und Stenmeißen fliegen zur Erde und der Stellmacher in die Leutesküche.

„Das letzte Fuder, Mädchen! Dalli, dalli!“ Reißt der verblühten Schweinmagd den halbgefüllten Futtereimer aus der Hand, schüttet die Ferkelsuppe in die aufgestellten Leutesküffeln und verschwindet wie erdhien.

Doch die aller Sanftmut bare Dbschuntra schilt heute nicht. Ihre Augen blitzen vor Lust, sie stößt die Thür zur herrschaftlichen Küche auf und radebrecht eilig: „Der letzte Fuder, Karlinna, der letzte Fuder!“

Hastig springt die Köchin auf, alle Kartoffeln hopfen von ihrem Schoß und laufen schneller, als sie es vermag, nach der Eßstübenthür.

Karline aber will die erste sein. Ein Wettlauf — pardaus! Da schlägt sie der Länge nach hin, erschrocken reißt das Stubenmädchen die Thür auf.

„Was fehlt dir, mein Gott, was fehlt dir, Karoline?“ „Das letzte Fuder!“ stöhnt diese, „an — an — das letzte F — u — der!“ Nichtet sich mühsam auf und hinkt jammernd an die Wassertonne, ihre Eimer zu füllen.

Klirrend fliegen im Nebenzimmer Gabel und Messer hin, und die Stubenmädchen rasen mit Töpfen und Kannen an die Wassertonne.

Der kleine Georg, eben dabei einen blauen Schimmel zu malen, wirft den Pinsel fort, stürzt mit dem Tuschnapfchen ins Wohnzimmer und schreit, als stehe er am Spieße: „Wasser, Wasser, Mütterchen, das letzte Fuder, das letzte Fuder!“

Wie elektrifiziert springt bei diesem Zuruf ihres Erstgeborenen die eifrig rechnende Hausfrau vom Schreibtisch empor, helles Rot glüht plötzlich auf ihren Wangen und, in des Gatten Arbeitszimmer eilend, ruft sie in fröhlicher Hast: „Das letzte Fuder, Männchen, schnell, schnell!“

Dann füllt sie dem zappelnden Söhnchen seinen Wassernapf und eilt, den Schreibstift an der Hand, auf die Freitreppe, während der Gatte einen harten Thaler in die Westentasche steckt und etwas bedächtiger nachfolgt.

Aber draußen ist nichts zu sehen. Der Hof, eben noch ein Bild des eifrigsten Fleißes, scheint plötzlich wie ausgestorben.

Alle Arbeit ist verstummt, alle Arbeiter sind verschwunden. Nur ein Trupp „Staker“, der eben aus der Tenne tritt, richtet gleich der Herrschaft erwartungsvoll seine Blicke nach dem Hofthor, in das die breite Pappelallee einmündet, von welcher dicht vor dem Thor ein schmaler Feldweg abbiegt.

Auf das emsige Leben und Treiben unmittelbar diese unheimliche Stille . . . wie seltsam!

Aber sieh da! hinter den Stallecken, den Stallthüren, in den Bodenlücken, an der Häckelkammer, hinter Schmiede, Wagenremise und Schirrkammer regt es sich ja! Ah und zu Augen verdimmt lachende Gesichter hervor, die sich eilig mit einem:

„Aufgepaßt, nu kummt's!“ zunicke. Der Henkel des Wassereimers wird fester gepackt, der Körper an die Wand gequetscht, damit nichts die köstliche Ueberraschung verderbe.

Schon hört man das Klirren und Knarren des sich nähernden schwerbeladenen, letzten Fuders. Zu sehen ist es noch nicht, eine dicke Staubwolke hüllt es ein, das sichere Kennzeichen seiner Individualität — denn nur das letzte kommt in solch einem schnellen Tempo angejagt, daß der Staub aufwirbelt und es den spähen Blicken entzieht.

Aus der Staubwolke heraus ragt das Blumen- und Bändergeschmückte der stattlichen Strohhabba.

„Es ist's! Es ist's!“ Schon läßt Pawel Wisniewsky die lange Peitsche tausend um die Ohren seines Biergespannes fliegen — es knallt wie Pistolenschüsse — drückt die Mütze mit dem mächtigen Ahren- und Sonnenblumenstrauß fester auf den dickbestäubten Krauskopf, lockert die Zügel, schnalzt mit der Zunge, und im flotten Trab rollt das letzte Fuder dem Thore zu.

Alle Wassereimer sind zum Ausguss bereit, und die sie in Händen halten, stehen, den Körper zurückgebogen, den Atem angehalten, in höchster Spannung da; ein Flüstern: „Aufgepaßt! Nu kummt's!“ fliegt von Mund zu Mund.

Da — im letzten Moment jagt vom Feldweg her im rasenden Carriere ein vierpänniger leerer Leiterwagen in das Hofthor herein, hart vorbei an den schraubenden Rädern von Pawels Vorderpferden. Hoch bäumen sie sich auf, Pawel reißt

sie zur Seite, und ungefährdet sauft das leichte Gefährt auf den Hof. Ein junger Mann in eleganter Reisetouille lenkt vom Sattelpferde aus den leeren Erntewagen. Wie angewachsen sitzt der Reiter auf der Mähre. Auf seinem hübschen, übermühtigen Gesicht steht deutlich zu lesen: „Hier werden tolle Streiche verübt!“

„Viktoria!“ schreit er, als er zuerst das Hofthor erreicht, wendet sich triumphierend um und reißt, sich tief vor dem verblühten Pawel verneigend, den Strohhut vom blonden Krauskopf.

Da! Platsch! Platsch! und von rechts und links schlagen Wasserwogen über den zierlich gezeichneten Kopf zusammen.

„Himmelfreuzelement! Was ist denn das?“ Er fährt wie wild herum.

Platsch! Platsch! Platsch! es ihm atemhemmend gerade ins Gesicht und um die Köpfe der Pferde.

Wild gemacht saufen sie vom breiten Damme — im Carriere an den Ställen entlang.

Platsch! Platsch! die Begrüßung am Pferdestall — Platsch! Platsch! am Hühnerstall — Platsch! Platsch! am Schafstall — Platsch! Platsch! an jeder neuen Stallecke.

Endlich zwanzig Schritt freier Weg, Zeit zum Atemholen, würdig angewandt zu einem: „Donnerwetter, Schockschwerenot!“

Platsch! Platsch! die Antwort aus der Häckelkammer — immer neue Güsse, immer neue Springbrunnen, immer neue Wassermassen von rechts und links, von oben und unten.

Kein Entweichen, ein Einweichen, welches an Tüchtigkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Der ganze Hof eine Berieselgrotte — zauberhafter und wasserreicher als die des Neptun auf der herrlichen Wilhelmshöhe.

Das „Donnerwetter“ hat längst aufgehört, nicht so das Regenwetter.

Atemlos und naß wie ein der Sintflut Entflohener hält unser Rosselenker endlich an der Freitreppe.

Und hinter ihm her sauft nun Pawel Wisniewsky im Carriere denselben Weg, ungefährdet und unbegossen an allen Ecken, Thüren und Lufen vorüber; nur ein brüllendes Gelächter begrüßt und begleitet das letzte Fuder vom Thore bis nach der Tenne.

Unsonst seine Hast, seine Angst, sein Stolz, seine Strohhabba, unsonst seine ganze, ganze Freude!

Alle Eimer, alle Kannen sind leer. Pawel und sein letztes Fuder ist trocken wie gedörrter Flachs, und doch steht er da wie ein begossener Fudel?

Den Kopf gesenkt, hört er wortlos und tief betrübt das brüllende Gelächter an.

Pföcklich aber fährt er empor, die lange Peitsche fliegt zur Erde, und zornig zertrampelt seine Füße den schönen neuen Peitschenstiel; dann legt Pawel den Kopf auf des Sattelpferdes Bug und heult geradzu vor Kummer und Zorn, daß er und sein Fuder trocken geblieben und daß die ganze Freude unsonst war.

Da verstummt das Gelächter wie Waschkrautgeschwätz, wenn die Wäsche fortgeschwommen. Eine unheimliche Stille.

Dann ertönt von allen Stallecken, aus allen Dachlücken, von allen Seiten herzhaftes Schelten und Kluchen, denn — Schande über Schande — das letzte Fuder ist ja knochen-trocken eingekommen und somit verregnet im nächsten Jahr die ganze Ernte!

Eine trockene Flut von Schimpfwörtern ergießt sich über den armen Pawel, der nun mit plötzlichem Entschluß Barbarewicz die lange Peitsche entreißt, sich auf sein Sattelpferd schwingt, und zum größten Erstaunen aller mit dem letzten Fuder zum hinteren Thor hinausjagt!

Wenig schlaue sehen die Nachguckenden aus mit ihren weit aufgeperrten Augen und Mündern. Plötzlich fährt es wie ein leuchtender Blitz in des Stellmachers Hirn. „Noch ist es gut zu machen!“ Er springt mit dem leeren Eimer an den Hofeich, alle stürzen hinterher wie die Schafe dem Leitthammel, und der Hofeich ergießt sich von neuem in die leeren Eimer und Kannen.

Während dessen springt vor der Freitreppe der eingeweichte Wagenlenker — der Bruder der jungen Frau — über die Wagenleiter, schüttelt den triefenden Hut rechts und links über die treppenschmückende blecherne Moe aus und zieht dann die thränenlachenden Geschwister in seine nassen Arme.

„Entronnen kaum dem nassen Element —“ citiert er vor-eilig.

Schwapp! da fliegt ihm der Inhalt aus Georgs Töpfchen in den Halsstragen und der liebenswürdige Reffe jubelt: „Das letzte Fuder! Dinkel, da hast du 'n Rest!“

„Injame Range!“ hier reißt des Durchnähten Gebuld. „Warte nur —“

„Ja, warte nur,“ denkt Georg und läuft zwischen des Dinkels langen Weinen durch, und fort ist er.

Die Eltern können nicht mehr lachen. Reuchend ruft die junge Frau: „Bruder, wo kommst du her?“

Und der Schwager: „Mensch, bist du toll geworden? Mit Pawel um die Wette zu jagen — und hat noch nie ein Pferd zwischen den Weinen gehabt!“

„Was?“ ruft der Referendaris tief beleidigt, „mein Herr Schwager, das ist eine Behauptung, die zur Wahrheit im kräftigsten Widerspruch steht. Eben habe ich den Reitturmus in Marienwerder beendet, wollte euch eine Probe meiner Kunst ablegen und glaube —“ er verneigt sich wie ein selbstbewußter Taschenspieler — „ich habe das Examen bestanden.“

„So daß dir das mündliche erlassen wird,“ fällt der Schwager ein. — „Aber wirst du denn nie vernünftig werden?“

„Als Junggeselle wohl nicht mehr!“ lacht der Unbekümmerte. „Aber nun erklärt mir endlich die feuchte Situation —“ er blickt auf den See, in dem er steht — „was in aller Welt geht hier vor? Habt ihr nichts zu thun, daß ihr euch solchen Scherz mit einem Erfrischung suchenden Urlauber macht — haltet ihr mich für eine verwelkte Blume, oder ist bei euch großes Schafwajchen?“

Da reißt der Schwager und Schwester einander fast das Wort vom Munde weg: „Wir erwarten ja das letzte Fuder, und das darf ja nicht trocken in den Hof hinein! Wer hieß dich dem Pawel voranzujagen und ihm den Weg abschneiden? nun nimm auch den Wasserregen hin!“

„Aber wo ist denn nun der Pawel geblieben? —“

Da — im Carriere sauft zum Hauptthor herein, von abermaligen Wassergüssen empfangen, das letzte Fuder! Und nun ist ja die nächstjährige Ernte glücklich gerettet und alles, alles gut!

Friedrich Theodor Vischer.

Nachdruck verboten.

Jungdeutschland, was soll aus dir werden, wenn du deine Ältesten begraben haben wirst!

Es ist kein günstiges Zeugnis für das neuerstandene Deutsche Reich, daß seine Helden, seine Feuerseelen, seine Kraft- und Kernmenschlichen Geister sind, deren Leben und Streben weit in vergangene Epochen hineinreicht.

Deutschland hat in der letzten Dekade alle Hände voll zu thun gehabt, seinen Jubilaren Silberfränze aufs Silberhaar zu drücken; einem neuerstandenen Genius den frohgrünenden Lorbeer zu reichen war ihm nicht vergönnt.

Eine blasierte, kritische, am Konventionellen hängende Generation ist herangereift, kalt im tiefsten Innern und deshalb um so lauter mit erborgtem Enthusiasmus prahlend; eine Generation, welche es verschmährt, in selbstthätiger Entwicklung ihren höchsten Adel zu suchen, und lieber zu Gunsten des Gemeinplätzlichen, des Vorgekauften und Verordneten auf eigenstes Denken verzichtet. — Niemals war es leichter als jetzt, in Deutschland Stimmung zu machen, niemals schwerer, eine große und heilige Begeisterung zu erregen.

Jungdeutschland war als Greis zur Welt gekommen, Altdeutschland hatte sich neu verjüngt. — Einem dieser Alten, die jünger zu werden schienen Jahr um Jahr, hat Nord und Süden noch jüngstens zugejuchzt, als er, der schaffensfreudig wie ein Zwanziger, seinen achtzigsten Geburtstag feierte, und heute steht es weinend an seinem frischen Grabe. — Wer kennt seinen Namen nicht, den Namen „V. Vischer“, zum Unterschiede von der Legion der großen und kleinen Berühmtheiten, die sich mit einem F schreiben. — „Vischer der Ästhetiker“ sagt man wohl auch, weil er ein vielbändiges Werk geschrieben hat, welches die Wissenschaft vom Schönen für alle Zeiten auf festen Untergrund gebracht hat. Doch weiß man von dem großen Gelehrten nicht allzuviel.

Vischer, der Dichter, ist es, den Altdeutschland kennt, um den es trauert. Und in dem Dichter den Menschen, den großen, schlichten, fanatisch ehrlichen Menschen, den Greis mit der Rede des Donnerers, dem Auge des Propheten und dem Herzen des Kindes.

Siebenzig Jahre hatte er über sich ergehen lassen, ehe er sich der Nation als Dichter zu erkennen gab. Daß dem grauköpfigen Gelehrten der Schalk im Nacken saß und daß man sich dieses und jenes von ihm gewärtigen könne, das freilich ahnte man schon lange, das hatten die Lieder Philipp Scharnenmeyers, das hatte der dritte Teil des Faust bewiesen. Dort verkleidete er sich in einen braven Wiedermann, einen Homer mit Stiefel und Pfeifenstummel, welcher im Leierkastentone die Großthaten des französischen Krieges besang, hier ward er zum toll-dreisten Parodisten, welcher mit genialer Beherrschung der Sprache und verblüffender Schlagkraft in Bild und Reim die Schnürkel und Manieriertheiten des zweiten Teiles von Goethes Faust übertreibend geißelte und daneben mit manchem wohlgezielten Peitschenhieb über die Bonzen der Goethevergötterung herfiel. In beiden Fällen vergingen Jahre, ehe der Autor seinen wahren Namen preisgab, denn wie er sich dort Scharnenmeyer genannt, hatte er hier unter dem tollen Pseudonym: „Deutobald Symboligatti Allegoriowitsch Myhtizjinsky“ mit seinen Lesern Versteckens gespielt.

Das Jahr 1879 endlich sollte Deutschland in vollem Lichte zeigen, was es an diesem Manne besaß. Sein dichterisches Hauptwerk, der Roman „Auch Einer“ war erschienen. Die Habitués der Leihbibliotheken wußten freilich nicht — und wissen es noch nicht — was mit dem Buche anzufangen.

Es schien so verzwickelt in seinem Aufbau, so schrullenhaft in seinem Stile, so albern in seinem Grundkonflikt, daß einfachere Gemüther entweder den Autor für verrückt oder sich selbst für Objekte eines schlechten Scherzes halten mußten. Und dennoch ist in diesen zwei Bänden eine solche Fülle reifster Weisheit, glücklicher Erfahrung und farbenreichster Anschauung enthalten, daß ganze Generationen ihren Vorrat von Gedanken und Bildern daraus schöpfen können. Freilich von einem dichterischen Kunstwerk scheint das Buch der Form nach himmelweit entfernt, aber es scheint auch nur so, in Wahrheit war gerade die gewählte Form die einzig richtige, um die Gestalt des Helden plastisch voll, so reich in ihren Beziehungen zu Welt und Menschen herauszuarbeiten, wie wir sie vor uns sehen. Der Autor macht auf einer Reise durch die Schweiz die Bekanntschaft eines merkwürdigen Gesellen, eines Mannes, den der Schwung idealer Gesinnung weit über die Misere des Kleinlebens hinwegzuheben scheint und der dennoch, so klagt er, sein Leben in dem jämmerlichsten Kampfe mit dem ihn umgebenden Objekte zubringen muß.

Diesen drolligen Kauz, der durch eine Reihe großmütiger und kernhafter Züge bald unser ganzes Herz für sich gewinnt, als ganzen Menschen in den verschiedenartigsten Beleuchtungen, als Freund, als Kumpan, als Hausgenosse, als Erschaffer und Verwalter und schließlich aus dem innersten Kern seines Wesens heraus uns kennen zu lehren, ist Aufgabe des Romans. So sehen wir ein Phantasiegebilde Fleisch und Blut geworden, ringend und schaffend mit der ganzen Liebesfülle eines schlichten, warmen Herzens, mit der blühenden Gedankenpracht eines weltumspannenden Geistes sich vor uns entwickeln. Es ist vielleicht nicht zu früh, wenn wir behaupten, daß in der ganzen Weltliteratur keine Gestalt existiert, die so rund, so aus dem Vollen geschaffen und mit einem solchen Reichtum bedeutungsvoller Einzelzüge ausgestattet wäre.

Der Roman „Auch Einer“ wurde als verblüffendes Phänomen noch immer angestarrt, da erschien der greise Philosoph schon mit einer neuen Überraschung auf dem Plage. Er enthielt sich als ein Dyrker von Gottes Gnaden.

Während eines langen, an inneren und äußeren Kämpfen überreichen Lebens war die Dichtkunst seine heimliche Begleiterin gewesen. Nie hatte er den leisesten Gedanken hegehrt, Poetenruhm zu ernten; sich allein zum Troste, sich allein zur Freude, als Produkte geistiger Selbstbefreiung sind diese Verse entstanden, die gerade da, wo sie ungelent erscheinen, mit unmittelbarster Gewalt in die Seele dringen, weil unter späterer Nachglättung das Urgepräge der drangvollen Stunde, in der sie sich formten, nicht selten verloren gegangen ist. Nirgends eine Spur künstlicher Gefühlsüberheißung, überall Schlichtheit und anspruchslose Wahrheitstreue — mögen sie im Donner antiker Rhythmen über Wolken daherbrausen, mögen sie im linden Gesäusel altdeutscher Reimpaare sich schmeicheln an uns schmiegen. Doch war das Schmiegen und Schmeicheln im ganzen des Dichters Sache nicht. Sein Element war der Kampf. Nur in der Schlacht schien ihm recht wohl zu sein. Er hatte mit Schillers „Os sonaturum magna“ auch Schillers großen Jörn geerbt. Die heilige Entrüstung, die unsrer Zeit abhanden gekommen ist, wie ihre Rehrseite, die Begeisterung, fand in diesem kränkelnden Greise einen letzten Repräsentanten. Er schluckte keine Kränkung hinunter, um die Rache bei Gelegenheit als feingeformte Bosheit höflich in den Winkel zu speien. Brust an Brust, Auge in Auge stellte er dem Gegner sich gegenüber, und wehe ihm, wenn diese Löwentage ihn packte!

Doch glaube man nicht, daß dieser Feuerkopf schnell fertig gewesen wäre mit Wort und Urteil. Sauer genug hat er

wird er lebendig sein unter uns, lang über seinen Tod hinaus. In den Kämpfen auf religiösem, künstlerischem, ethischem, auf dem Gebiete des Staatslebens, überall hat er große und entscheidende Schiedsprüche gethan, welche beiden Parteien zu ihrem Rechte verhalfen.

Er, der jenes gewaltige Vaterunser schrieb, welches beginnt

„Wir haben keinen Lieben Vater im Himmel —“

und der allzeit zufrieden war, wenn er Gott nur als das Gute preisen konnte, war dennoch imstande die Gefühlswelt des Christentums bis in ihre sublimsten Höhen nachempfindend zu durchfliegen.

Er, dessen Kunstanschauung fest auf dem Boden der formenfrohen Antike stand, hat dennoch in der befehlenden und verklärenden Idee, wie die Gemütsvertiefung der christlich-germanischen Welt sie in die Kunst hineingetragen hatte, das Höchste alles künstlerischen Schaffens gefunden, und indem er der Schönheit als der „harmonischen und beselzten Erscheinung“ eine grundlegende Definition gab, das formentrunkene Christentum mit dem in Grübeln sich einspinneuden modernen Bewußtsein zu vereinen vermocht.

Er, welcher der Leidenschaft, als wurzelnd auf dem dunkeln Grunde unbewußten Naturlebens, volle Berechtigung zugestand, hat sich dennoch auf diesen Fundamenten ein Moralgebäude zu erbauen gewußt, welches an strenger, ja fast düsterer Großartigkeit hinter Kants Gedankenkonstruktionen nicht zurücksteht.

Er, der ein Menschenalter hindurch für ein Kaiserthum, das von der Adria bis zu den Welten reichen sollte, geschwärmt und gearbeitet hatte, zögerte nicht, dem neuen Vaterlande voll Begeisterung entgegenzujuchzen, wenn es auch dem Großdeutschen, der in der Paulskirche und im Rumpmparlament mitgethan hatte, manch bittere Enttäuschung bringen mußte. Und wiederum — trotz dieser Begeisterung — verschloß er sein Auge nicht gegen die Uebel, welche die Willenlosigkeit eines be-räuschten Volkes nach sich ziehen mußte, und stand warnend und wehrend am Wege, als die Nation Arm in Arm zum Kyffhäuser taumelte, wartend, daß der alte Berg sich öffne. „Es gräbt, bohrt, sticht in mir,“ läßt er den Helden seines Romans bei Betrachtung der Hohenstaufengräber sagen, „daß unsre Geschichte Gipfel hat, die keine Gipfel für unsre Nation sind.“ Und ein andermal: „Die Deutschen können das Glück und die Größe nicht vertragen. Ihre Art Idealität ruht auf Sehnsucht. Wenn sie's einmal haben und nichts mehr zu sehnen ist, so werden sie frivol werden, die Hände reiben und sagen: Unsere Heere haben's ja besorgt, seien wir jetzt recht gemeine Genuß- und Geldhunde mit ausgestreckter Zunge...“

Wahrlich, ein Mann, der so tapfer und ehrlich auf dem verlorenen Posten des getreuen Eckart Wache hielt, verdient es wohl, unserer Nation für alle Zeit ein Führer zu sein. Freilich, wer Mysterium und Gefühlswelt sucht, wird seine Rechnung bei ihm nicht finden. Aus seinen Worten weht eine klare, kühle Luft, wie sie auf Alpenhöhen herrscht. Wer den Schwindel fürchtet, der steige ihm nicht nach.

Wer beginnen wollte, die Kraft- und Schlagwörter des Dichters, die oft mit Blütheshelle ganze Ideenlabyrinth durchleuchten, aufzuführen, er würde kein Ende finden.

Und über allem, was er dachte und schrieb, ruht verklärend und verhöhrend die Sonne edelsten Humors. Der Humor ist in ihm allmächtig geworden, er bahnte dem Mephisto einen Weg zum Throne des Herrn, er baut eine Regenbogenbrücke über die Klüft, welche Himmel und Hölle trennt. Er lacht, er tollt, er albert, er flucht und wettet auch, er stellt sich dumm und wird Hanswurst — um sich im nächsten Augenblicke in Göttergröße wieder aufzurichten, den Blitzstrahl geizt gegen Niedertracht, Genußsucht und Stumpfsinn.

Und nun ist er dahin, der alte Herr, der uns bis zu seinem Tode noch jedes Jahr mit einem neuen Werke beschenkte. Dieses Seherauge wird sich nie mehr frohgemut zum Himmel aufschlagen, diese Donnerstimme wird nie mehr ihren Heroldsruf über Deutschland hin ertönen lassen.

Doch seien wir stolz, daß wir ihn hatten, seien wir froh, daß wir im Schatten seiner Arbeit ruhen können! Und trösten wir uns mit der Zuversicht, die in ihm selbst lebendig war, es mögen der Nachwelt außer im Streite der Geister, seiner würdig, erstehen.

„Auch ihr soll es an Ulrich Hutten, An Franz von Sickingen nicht fehlen. Amen!“

H. Sudermann.

Aphorismen.

Am dem Gegenstande unserer Liebe erblicken wir stets neue Reize, wie ja auch das auf den Abendhimmel gerichtete Auge, je länger es hinsieht, immer mehr Sterne entdeckt, die es früher nicht wahrgenommen.

Es giebt verlassene Menschen, in deren Herz niemals ein Lichtstrahl fiel, wenn die Liebe nicht wäre.

Kunst und Poesie führen uns bis an die Thore der Glückseligkeit; Liebe erschließt uns diese selbst.

Wo Menschen singen und jubeln, da ist immer ein Stück Liebe mit im Spiele.

Rud. Maria Schubert.



Prof. Dr. Friedrich Vischer.

sich's werden lassen, bis er Stellung nahm zu den Fragen, die Himmel und Erde uns täglich aufs neue vorlegen, und oft mußte er den Posten ändern, weil bessere Einsicht dem Beharren Feind ward. In seiner Gedichtsammlung, in dem Tagebuche des Romans sieht's böse aus. Von jener olympischen Heiterkeit, mit welcher Göthe die Erscheinungen dieses Lebens abthat, findet sich bei ihm nur selten eine Spur; er schwebte nicht, von Erdenstoff entbunden, hoch in dem reinen Aether, er plakte und schindete sich mit den Ideen, und Arbeit — ehrliebe Arbeit ist sein A und O. Rührenden Ausdruck giebt dieser Stimmung ein Gedicht, das sich „Schlußergebnis“ betitelt:

„Sage, was ist am Ende der Bahn Als das Wahre und Beste dir erschienen?“ Nachdem verblühen so mancher Wahn, Das Leben durch Arbeit abberdienen.

„Traurig“. — — Ich weiß nicht, mir ist dabei So heiter zu Mut wie in Jugendzeiten, Die Seele befindet sich hell und frei Im Dienste des Ganzen, im Meer, im weiten.

Bei solcher Gesinnung hat man freilich bis zu seiner Todesstunde ein Jugendelixir im Leibe und bleibt vor dem Schicksal bewahrt, sich lebendig mumifiziert zu setzen. Dann kann man als ein hoher Siebziger sogar in die Klage ausbrechen, mit welcher er das Gedicht „Spätlinge“ schließt:

„Wohin? Wohin?“ — Ringsum ist Greisenalter! Du willst dich regen und du bist verloren.

Weil aber die Konflikte, welche die moderne Welt zerreißen, alle in seiner Brust durchgekämpft worden sind, weil er niemals in der glücklichen Lage war, in vorgeschaffter Einseitigkeit auf die strittigen Fragen herabzusehen, darum dürfen wir in Geistesnöten uns um so vertrauensvoller an ihn wenden, darum



Four-in-hand.

Nach einer Aquarelle von Gampenrieder.

Zur Ästhetik der Mode.

Vorurteilslose Briefe an eine Freundin von Hans Schliepmann.

VIII.

Nachdruck verboten.

Verehrteste Freundin!

„Ich schreibe unter dem Druck der Verhältnisse,“ würde Wippchen vielleicht diesmal begonnen haben. Er spräche aus, was ich gedacht habe; — aber da sehe ich, daß ich selbst mein Herz entdeckt habe!

Sie drohen mir mit ewiger Ungnade, wenn ich nicht „durch meine näheren Erörterungen über den Wollstil u. dgl. — was bedenklich an Wollregime erinnert! — wieder gutmache, was ich durch abförmlich offenerzige Kritik Ihres stillvollen Empfangsraumes Bösartiges angerichtet habe.“

Aber war es denn wirklich so schlimm?

Ah, und ich habe doch noch nicht einmal die Architektur besprochen, ich meine nicht die Ihres traulichen Heims, sondern die stillose Art derselben, die jetzt pitzeleich aller Orten aus der Erde schießt! Wohl mir also und meiner allzufreien Zunge, daß ich nur einige Bibelots berührt habe. Wäre ich über unsere „Maurermeisterfacaden“ hergefallen, so säße ich jetzt sicher in Acht und Bann! Nun kann ich doch, obwohl wirklich unter obgemeldetem Druck etwas zaghaft, versuchen, ob Ihnen mein „Stoffstil“, möchte ich sagen, nicht doch Ihre Billigung abgewinnt.

Nehmen wir an, daß Sie sich das feenhafteste Kostüm der Welt herstellen wollten, so bedürften Sie doch stets eines Stoffes dazu. Sobald Sie also an die Ausführung Ihrer Idee gehen, haben Sie es nicht mehr nur mit ihr, sondern auch mit dem Stoff und ferner auch noch mit den Arten zu thun, auf welche dieser Stoff zu einem Kleide zusammenzufügen ist.

Es sei nun Gaze oder Atlas oder Brokat oder Wolle oder — Leder: niemals werden Sie es erreichen, die eigentümlichen Eigenschaften dieser Stoffe erfolgreich zu verleugnen.

Sie werden daher kluglich gar nicht „wider den Stachel lösen“ wollen, vielmehr danach trachten, sich die besonderen schönen Eigenschaften dieser Stoffe gleich von vornherein für Ihren Zweck dienstbar zu machen.

Das ist doch eigentlich so einfach, sollte so einleuchten; und dennoch finden wir dagegen die größten ästhetischen Sünden begangen!

Die vornehmste Eigenschaft des Stoffes ist seine Faltenbildung, demnach seine Farbe und sein Lustre. Je leichter der Stoff ist, desto kleiner ist der Faltenwurf, und je glatter, desto mehr treten Glanzlichter auf, die den ursprünglichen Farbenton beeinflussen. Dieses Farbenspiel aber ist das eigentliche Reizvolle an Stoffe an sich.

Die Falte dagegen bringt zwar diesen Reiz hauptsächlich mit hervor, doch bildet sie zugleich als ein mehr plastisches Element ein Mittel, das Wesen eines Kleidungsstückes und die Beziehung zum darunter befindlichen Körper auszusprechen.

Obenan an edler Wirkung nach beiden Richtungen steht, ich kann hierfür sogar die große Autorität Sempers ins Feld führen, das feine wollene Gewebe. Die weichen Krümmungen der großen Falten, zugleich damit der sanfte, gebrochene, warme Schimmer der Oberfläche, hervorgerufen durch den zarten Flaum auf dem Gewebe, werden selbst durch Seide, Atlas und Sammet nicht erreicht. Erstere ist knitteriger, daher unruhiger, nervöser möchte man sagen, letzterer ist schon ein wenig schwer, immer prunkhaft und hat eine rauschende Musik in seinen Farbentönungen. Der Atlas steht zwischen beiden und vertritt nur nicht große, ununterbrochene Flächen, denen die Glanzlichter leicht ein speckiges Ansehen geben. Hierzu ist wieder der Sammet durch seine weichen Abtönungen unübertrefflich.

Zu der Erwägung dieser Vorzüge, die ich einem so feinen Auge, wie es das Ihre ist, nicht erst noch weiter aufzudecken brauche, liegt eigentlich die ganze Weisheit für einen stillvollen Gebrauch der Stoffe.

Ihre Eigenschaften weisen sie ganz von selbst auf verschiedene Anwendungsarten, für verschiedene Charaktere, hin. Durch die Wahl des Stoffes allein also vermag man schon der ganzen Erscheinung einen bestimmten — Stil zu geben, indem man prunkhaften Sammet, gleichenden Atlas, raschlebende Seide, hoheitvoll einfache Wolle, jugendliche Leinwand oder duftige Crêpe oder dergl. wählt.

Man schädigt aber jeden Stoff, wenn man ihm Gewalt anthut; um so mehr, je edler seine natürlichen Eigenschaften sind.

Die ganze Kleidung der männlichen Gesellschaftsstoilette ist darin ein ausgeglichtes Muster durch nichts, aber auch gar nichts zu beschönigender Stilwidrigkeit. Die Bildung einer Falte nennt man sofort schlechten Stil; der Frack muß geschnitten sein, als wäre er aus Kalbleber gefertigt statt aus weichem Wollstoff; der Klappfrack ist ungekniffen und festgepreßt, als ob ein Buchbinder einen Lederrücken zu einem Diplomedel zu falzen hätte, und die Wäsche nun gar muß zu höchstem pehutt die Form von feinstlackiertem Blech erhalten!

Nach unserer Launetheorie wäre das ja nun allerdings schnurstracks gegen alle Kunstvermut und dürfte dadurch vielleicht gerade wieder ästhetisch wirken. Aber dann muß doch nach eben dieser Theorie der Sache ein fester absurder Gedanke zu Grunde liegen, und man müßte denselben doch nicht an die nunmehr schier vierzig Jahre des Zimmerklimmerverdens ausspinnen!

Ist es denn wirklich eine Idee, der man auch nur einen Augenblick den Reiz einer Caprice abgewinnen kann, den Menschen zu einer möglichst mathematischen Figur zurechtzufügen? Oberländer vermag uns ja wohl in den „Fliegenden“ durch seinen unvergleichlichen Humor eine Figur aus lauter geraden Linien und Zirkelschlägen hinzumalen; aber sollen wir die Abkömmlinge dieser Karikaturen mit ihrem mathematischen Klapphut, ihrem Röhrentragen, ihrer fünfseitigen Kartontrawatte bis herab zu ihren entsetzlichen Schiffschnabelschuhen denn wirklich in ernster Gesellschaft ernsthaft nehmen?

Verzeihung, meine Gnädige, da lief meine Zunge einmal wieder dahin! Aber Sie müssen mir hier wirklich den Spott zugute halten, der sich gegen eine Tyrannei aufbäumt, welche nicht die anmutvolle Göttin Mode, sondern die Fetischverehrung jener Formenblinden geschaffen, welche es durch den Bann der „Unschicklichkeit“ unmöglich machen wollen, einmal geschmackvoller auszugehen als sie!

Jedenfalls aber bitte ich: Berufen Sie sich bei jedem Spott auf weibliche Modetheorien nur getrost auf die stilllose Erscheinung Ihrer Splitterrichter. Selbst die Tournaire ist ein Splitter gegen den Balken Frack nebst Röhrentragen!

Aber auch der holden Weiblichkeit kann ich keine Milde angedeihen lassen gegen eine Mode, die glücklicherweise auf dem Musterbeet zu stehen scheint.

Das Plissee ist gerade solche Verirrung wie die gestärkte Wäsche der Herren, bei der man doch noch als freilich recht bedenklichen Milderungsgrund die längere Gebrauchsfähigkeit anführen könnte!

Schönungslos verwandelt diese Kunstlei den schönsten Stoff in gekniffenes Papier und umzieht die Figur, statt mit den reizvoll wechselnden Kurven der Falten, mit den langweiligsten parallelen Linien!

Die rein mathematische Form ist aber, wie oben bereits angedeutet, für den Körper fast durchgehends zu vermeiden. Der Körper ist belebte Natur, und in dieser giebt es, ganz entsprechend den verwickelten Beziehungen der einzelnen Teile zu einander, keine einfachen mathematischen Figuren. Zu den sanften Übergängen der Körperlilien bildet ein so entsetzliches Gewächs wie z. B. der geradlinige Herren-Cylinder eine schreiende Disharmonie, die durch keinen Zug pitanter Launengrazie aufgelöst wird, wie etwa bei der Confederatta, bei der Czapfa mit ihren vieredigen Deckeln.

Ebenso kann ich mich niemals der Empfindung erwehren, wenn ich ein Modenbild in jenem Plisseestile sehe, als müßte daselbe irgendwie einmal dem bekannten Bilderbuche des kleinen Moritz aus den „Fliegenden“ entnommen sein. Gar nun erst, wenn es sich um einen gemusterten Stoff handelt, der durch solche Fädelung zu einem wüsten Liniengewirre wird.

Wir haben bei diesem neuen sehr wichtigen Punkte der Musterung zweierlei Arten zu unterscheiden: eine Musterung, die weiter nichts beabsichtigt, als das Lustre des Stoffes lebhafter zu machen, dem Auge ein gewisses Farbenspiel darzubieten, das sich bei näherer Betrachtung als eine niedliche Kleinwelt neckischen Runterbuntes offenbart. Daneben aber eine Musterung, die durch ihre Ausführung an sich ein gewisses Interesse beanspruchen darf, die von vornherein durch ihre Linienführung das Auge fesselt. Je mehr sie dies zu thun vermag, eine um so größere Vergewaltigung, also Stilwidrigkeit ist es, solche Musterung wie ein Mäusenbrödel nur zu dem niederen Dienst heranzuziehen, dem Stoffe eine gewisse reizvolle Buntheit zu geben.

Es ist daher überhaupt gefährlich, solche Stoffe zur Kleidung zu verwenden, beispielsweise einen großblumigen Stoff zur Taille zu zerschneiden, so daß womöglich ein Kolibrikopf aus einer gewirtenen Rose zu entspringen scheint.

Entweder hat hier das Muster wirklich keine Bedeutung — und dann soll man diese zur Geltung kommen lassen — oder es soll nicht als Muster auffallen: dann ist es besser gleich von vornherein fortzulassen oder doch mindestens so zu wählen, daß es nicht zu fragenhaften Ideenverbindungen veranlaßt.

Aus diesem Grunde sollte man von vornherein naturalistische Musterungen oder gar erst architektonische Formen gänzlich vermeiden, sondern nur Flächenornament zulassen, welches durch seine Stilisierung (d. h. Ummobildung nach dem zu verzierenden Stoffe) das Wesen des Stoffes nicht verleugnet und uns nicht erst einen Blumenstempel, oder gar eine Landschaft, einen geradlinigen Schnörkel vortäuschen will, der sich bei jeder Faltenbildung die grauamste Verknitterung gefallen lassen muß.

Die Stilisierung der Muster verdient freilich eigentlich ein besonderes Kapitel; aber da man einerseits wirklich erfreulicherweise in dieser Beziehung vielfache Fortschritte gemacht hat und da es andererseits mehr Sache des Musterzeichners ist, sich um die ästhetischen Gesetze für seine Schöpfungen zu kümmern, so dürften die obigen Andeutungen genügen, um danach gelegentlich eine Auswahl zu treffen.

Nur über einen der edelsten gemusterten Stoffe, die Spitze, gestatten Sie mir freundschaftlich noch einige Bemerkungen.

Spitzen verdienen sowohl der Grazie und des Duftes ihres Stoffes als auch ihrer Musterung wegen vollkommen die Gunst, in der sie fast zu allen Zeiten seit ihrer Erfindung gestanden haben. Nur wollen Sie sogleich bemerken, daß die Kostbarkeit derselben für unsere Betrachtung keine Rolle spielt. Der Preis ist kein ästhetisches Moment, wie denn, in Klammern gesagt, ein Diamant und seine täuschendste Nachahmung in Straß, falls nur das Feuer gleich groß ist, ästhetisch genau denselben Wert haben!

Die Leichtigkeit des Stoffes der Spitzen prädestiniert dieselben zur tändelnden, koketten Behandlung. Ihr Gewebe an sich bildet, auch in reichen Falten, eine wundervoll weiche und doch belebte Fläche. Man darf deshalb hier schon einmal das Muster vernachlässigen, besonders da es nicht mehrfarbig ist — aber, wohl gemerkt, aus Gründen koketter Laune, die dazu verlocken möchte, nur erst gerade in die Geheimnisse der hier und da vortretenden Musterung einzudringen.

Noch koketter aber — und nebenbei auch wieder überhaupt zweckdienlicher! — würde man aber doch das Muster, besonders wenn es wirklich bedeutend ist, hervortreten lassen. Die Laune würde es mit Grazie nur hier und dort einmal, auf dunklem Untergrunde etwa, klar erscheinen lassen, um so den Reiz der weniger deutlichen Teile noch zu erhöhen.

Die rationalere, ernstere Verwendung ließe das ganze Muster sehen. — Dann aber auch ein richtiges!

Ein richtiges? Giebt es denn auch ein falsches Muster? fragen Sie vielleicht erstaunt. Ganz gewiß! Wenn Sie mir zugeben, verehrte Freundin, daß Sie zu bestimmten Zwecken gewisse Stoffe als richtig, andere als falsch bezeichnen würden, so müssen Sie denselben Gedanken auch hinsichtlich der Musterung gelten lassen.

Für unser Thema kommen drei ganz bestimmt zu unterscheidende Arten der Musterung in Betracht: das Flächenmuster, die Endigung desselben, auch wohl die Borte oder Kante genannt, und das verbindende Glied zweier, das Bandmuster.

Zur Schmückung einer großen Fläche, also etwa eines Kleides, soll der Grund gemustert werden. Dies geschieht durch eine gleichmäßige Verteilung von einzelnen Ornamentformen. Für Kleiderstoffe wäre eine sehr hervortretende Abwechslung, ein ausgesprochener Rhythmus in diesen Formen zu vermeiden, da ja durch jede Falte die Anordnung doch verschoben werden und somit für das Auge genau daselbe Mißbehagen

erzeugt werden würde, welches unser im allgemeinen bisher noch besser erzogenes Ohr bei einem holperigen Vers empfindet.

Die Formen müssen also zu einem gleichmäßigen Gesamteindruck zusammentreten. Bestehen diese Formen nun, wie meistens, aus Gebilden, die der Natur entnommen und irgendwie für Darstellung in einer Fläche umgebildet, „stilisiert“ sind, so werden wir meist bei diesen pflanzlichen Motiven ein Oben und Unten unterscheiden können. Die Tulpe strebt deutlich nach oben; die Fuchsie ist ganz und gar für das Herabhängen organisiert.

Diese Eigenschaften dürfen nicht vernachlässigt werden, wenn uns nicht die Idee des Ornamentes entfremdet werden soll. Je deutlicher nun das Ornament eine solche bestimmte Richtung hat, um so nachdrücklicher wird dieselbe bei der beständigen Wiederholung des Motivs im Gewebe sich geltend machen.

Es muß dann diese Richtung der natürlichen Richtung entsprechen. Es dürften also beispielsweise kleine Blütensträuße nicht der Quere nach über eine Robe verteilt erscheinen, sondern sie müßten in der natürlichen Lage, die Blüten nach unten hängend, zur Verwendung kommen.

Für Gegenstände nun, welche in sich keine bestimmte ausgesprochene Richtung haben, wie sie der Rock durch seine Längsfalten und seine Gesamtdimension besitzt, wählt man besser ein indifferentes Muster, welches entweder aus Motiven besteht, die keine Richtung angeben, z. B. alle Sternformen, oder bei denen die Richtungen der verschiedenen Motive sich durchkreuzen, so daß es erscheint, als seien die Formen regellos über die Fläche zerstreut.

Jede solcher Flächen ist nun ursprünglich unbegrenzt. Sie muß daher, um ein Ganzes zu werden, eine Begrenzung erhalten. Dieses geschieht durch die freie Endigung, eine An-einanderreihung von Motiven, welche alle dieselbe Richtung haben und in denen uns die Idee des Aufhörens und Ausklingens deutlich wird. Die Blüte ist in der Natur immer eine solche Form, die immer einen Gipfelpunkt, ein Ende bezeichnet. Sie wird daher stets ein vortreffliches Motiv für die Endigung abgeben; besonders, wenn ihre Teile nach der Spitze zu immer feiner und durchsichtiger werden, wie z. B. bei der Ahre, der Fuchsie, der Maiblume u. a. m.

Anderer Motive für die Endigung nach unten sind die Franze, die Bommel, die Quaste, die Zacke.

Die Verbindungsstelle beider Hauptteile, des Flächenmusters und der Endigung, oder auch die Verbindung zweier Flächenmuster wird nun ebenfalls unter Umständen noch zu betonen sein, damit eine energische Trennung beider grundverschiedenen Motive entsteht.

Zu Nachahmung der natürlichen Verbindung der beiden Teile ist hier das Band zu wählen, welches von der schmalsten Form, der Naht, bis zur breiten Borte auftreten kann, je nachdem es dem Zweck entspricht, die Trennung und zugleich Verbindung zweier Teile mehr oder minder hervorzuheben.

Das Band nun hat wieder eine ganz ausgesprochene Längsrichtung. Ihr entsprechend müssen sich deshalb auf demselben die Ornamentformen anordnen. Es wäre also falsch, eine Reihe aufrecht nebeneinanderstehender Palmetten als Band zu benutzen. Dies bildete vielmehr eine freie Endigung. Wohl aber ließen sich abwechselnd nach oben und unten gerichtete Palmetten, durch eine geschweifte oder selbst gerade Zickzacklinie irgendwie verbunden, als Bandmotiv verwenden.

Nun freilich wird auch der Charakter des Bandes nicht überall gleich ausgesprochen hervortreten. Zur Zierde des Kopfes beispielsweise darf das oben beschriebene Palmettenband wohl verwendet werden, denn es dient hier weit eher als Krönung, denn als Zusammenfassung.

Diese Unterschiede herauszufinden und die Motive in jedem einzelnen Falle abzuwägen, kann nicht durch allgemeine Regeln gelehrt werden. Vielmehr sollen ja durch diese Ornamentformen die Ideen zum Ausdruck kommen, welche dem Schöpfer — oder sage ich trivial dem Schneider? — zu verkörpern am Herzen lag.

Daß Sie, verehrteste Freundin, an der Hand der oben gemachten Andeutungen gewiß für alle Fälle den richtigen „Stoffstil“ für Ihre Garderobe treffen und die besonderen Eigenschaften der Stoffe Ihren Zwecken dienstbar machen werden, bezweifelt keinen Augenblick mehr

Ihr ergebenster Verehrer
H. S.

Echte und unechte Farben.

Von Dr. Otto U. Witt.

Nachdruck verboten.

Daß nicht alle Farbstoffe, welche zum Färben der verschiedenen Fasern: Seide, Wolle, Baumwolle und Leinen, benutzt werden, in gleichem Maße den Einwirkungen des täglichen Gebrauches widerstehen, ist zur Genüge bekannt. Dagegen ist es ganz unrichtig, die künstlichen oder sogenannten Anilinfarben für unecht, die älteren natürlichen Farbstoffe aber für echt und dauerhaft zu halten, wie ich dies bereits in einer früheren Arbeit (Bazar, Jahrgang 1886 S. 430) nachgewiesen habe. Bereits im Altertum unterschieden Griechen und Römer zwischen echtem und unechtem Purpur. Je nach der Muschelart, welche zur Erzeugung des Purpurs angewandt worden war, erhielt man Färbungen, welche Jahrhunderte überdauerten oder aber in kurzer Zeit völlig verblassten. Im Mittelalter zerfiel in Deutschland das Handwerk der Färber in zwei verschiedene Zünfte, welche sich gegenseitig bekämpften und als „Schwarz-“ und „Rheinischfärber“ unterschieden wurden. Den ersteren, welche schlecht und billig färbten, gab man geringwertige Waren zum Färben, während man den „Rheinischfärbem“ die kostbarsten holländischen Tuche anvertraute. Ähnliche Unterschiede bestanden in Frankreich und wurden sogar durch ein Dekret des Ministers Colbert noch verschärft, welches genau die Stoffe und Farbstoffe, sowohl für die „teinturiers en bon-teint“ als auch für die „teinturiers en petit-teint“ vorscribte.

Aus diesen wenigen geschichtlichen Daten schon geht hervor, daß es zu allen Zeiten, ebenso wie heute, echte und unechte Farbstoffe und Färbungen gegeben hat und daß die Klage über das Verblasen bunter Stoffe und Stickerien keine neue ist. Es ist auch durchaus nicht notwendig, alle unechten Farbstoffe aus unseren Färbereien zu verbannen; es handelt sich

nur darum, sie richtig anzuwenden. Niemand wird von einem Ballkleide, welches ein- oder zweimal getragen werden soll, ewige Dauer verlangen. Es ist daher ganz gleichgültig, ob dasselbe mit echtem oder unechtem Farbstoff gefärbt ist, wenn die erzielte Nuance nur recht glänzend, namentlich bei Gasbeleuchtung, ist. Dagegen ist es ein großes Unrecht Stickwollen mit lichtechten Farben auszufärben, weil dieselben zur Herstellung kunstvoller Stickereien bestimmt sind, welche als Sofaissen u. dergl. während vieler Jahre dem Tageslichte ausgesetzt werden sollen.

Bei der Wahl des Farbstoffes sollte der Färber stets den Zweck wissen, dem der gefärbte Gegenstand dienen soll. Nicht wenig hängt von diesem Zwecke ab. Während die soeben erwähnten Stickwollen vor allem lichtecht sein sollen, ihre Seifenechtheit aber gar nicht ins Gewicht fällt, ist es bei anderen Erzeugnissen der Textilindustrie gerade umgekehrt. Für Strickwollen z. B., für Futterstoffe und viele andere Fabrikate ist es ganz gleichgültig, ob die zu ihrer Färbung benutzten Farbstoffe lichtecht sind, weil diese Waren so wie so nur sehr selten dem Sonnenlichte ausgesetzt werden. Desto wichtiger ist es in diesen Fällen, daß die Färbungen wasch- und seifenecht seien, weil die meisten Strumpfwaren und Futterstoffe stets der menschlichen Transpiration und oft dem Waschen ausgesetzt werden.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß das, was wir als echt bezeichnen, nicht in allen Fällen das gleiche ist, sondern daß dieser Ausdruck sich stets nur auf die Widerstandsfähigkeit der Textilerzeugnisse gegen die sehr verschiedenen Einflüsse bezieht, denen der betreffende Gegenstand beim Gebrauch anheimfällt.

Die wichtigsten dieser Einflüsse sind die folgenden:

1. Reibung. Gewebe, welche in faltiger Form getragen werden, Damenkleiderstoffe, Futterstoffe und viele andere reiben sich in ihren Falten weit mehr als solche, deren Verwendung in glatter oder gespanntem Zustande stattfindet. Es giebt nun Farbstoffe, welche, in jeder andern Beziehung echt, die Reibung nicht vertragen. Einer der bekanntesten Farbstoffe dieser Art ist das Rüpenblau oder Indigo, dessen Eigenschaft, beim Reiben abzufärben oder zu „rußen“, jedem Färber bekannt ist. Die vorsichtige Hausfrau wird daher beim Einkauf blauer und anderer Stoffe, welche der Reibung ausgesetzt werden sollen, einen kleinen Versuch anstellen, ehe sie sich definitiv zur Wahl eines ihr vorgelegten Stoffes entschließt. Dieser Versuch besteht darin, ein kleines zusammengefaltetes Muster des Stoffes heftig an einem Blatte weißen Papiers oder gestärkter Leinwand zu reiben. Bleibt das Papier weiß, so ist auch Aussicht auf ein angenehmes Tragen des Stoffes ohne Abfärben vorhanden. Das dem Indigo in seiner Farbe äußerst ähnliche Alizarinblau ist weit reibechter als Indigo und färbt selbst in seinen fettesten Tönen niemals ab. Diese kleine Reibeprobe empfiehlt sich auch bei allen gedruckten Stoffen. Das sogenannte Türkischrot auf Baumwolle ist niemals ganz reibecht, aber gut gefärbtes Rot reibt weit weniger ab als schlecht gefärbtes.

2. Ein anderer wichtiger Einfluß ist der des Wassers, welcher bei allen Stoffen in Betracht kommt, welche gewaschen oder dem Regen ausgesetzt werden sollen. Die Prüfung auf Wasserechtheit geschieht in der Weise, daß man eine Probe des Stoffes in einem Trinkglase mit Regen- oder destilliertem Wasser übergießt und etwa 12 Stunden stehen läßt. Man nimmt nun die Probe heraus, stellt das Glas auf ein Stück weißen Papiers und betrachtet die Farbe des Wassers. Ist dasselbe stark gefärbt, so ist die Färbung des Stoffes nicht waschrecht und für die genannten Zwecke nicht zu empfehlen. Bei dieser Prüfung werden Indigo und Türkischrot sich stets tadellos verhalten, während mancher andere Farbstoff sie nicht besteht.

3. Es giebt Farbstoffe, welche empfindlich gegen Wärme sind. Die Prüfung auf Wärmeechtheit ist leicht und geschieht, indem man eine Probe des Stoffes zwischen zwei Blättern weißen Papiers oder weißer Leinwand mit einem heißen Bügeleisen plättet. Man wird dann entweder an dem Stoffe selbst eine Veränderung bemerken — es ist dies namentlich bei grünen Stoffen oft der Fall, welche in der Wärme leicht grau oder violett werden — oder man bemerkt, daß der Farbstoff teilweise den Stoff verlassen und das weiße Papier aufgesucht hat. Die letztere Erscheinung zeigt sich nicht selten bei gelben, roten und indigoblauen Färbungen.

4. Der wichtigste und energischste aller Einflüsse ist und bleibt indessen das Sonnenlicht, dessen Strahlen auf die Dauer kein Farbstoff, selbst nicht der echteste und dauerhafteste, zu widerstehen vermag. So große Dienste uns das Sonnenlicht leistet, wenn es in der Haarenbleiche die blonde Farbe des Flachses in das blendende Weiß verwandelt, welches der Stolz jeder wälsche-freudigen Hausfrau ist; so ärgerlich ist es, ein schönes neues Kleid am ersten Sommertage verblasen zu sehen. Glücklicherweise giebt es Farbstoffe genug, deren Empfindlichkeit gegen Sonnenlicht eine sehr geringe ist. Durch die Wahl solcher Farben kann sich jede Hausfrau vor dem genannten Kummer schützen, zumal die Prüfung auf Lichtechtheit an Einfachheit den bisher beschriebenen nur wenig nachsteht.

Zur Ausführung dieser Prüfung nimmt man ein Pröbchen des Stoffes, bedeckt dasselbe mit einem mäßig dicken Karton, in welchen man mit einem scharfen Messer ein rundes oder viereckiges Loch geschnitten hat. Auf den Karton kommt eine gut gereinigte Glasplatte aus weißem Fenster- oder Spiegelglas. Das Ganze legt man an einen Ort, wo es von den Sonnenstrahlen voll getroffen werden kann, und läßt die Sonne eines vollen Sommertages oder zweier Wintertage darauf wirken. Entfernt man nun den Karton, so werden sehr lichtechte Färbungen sich völlig unverändert zeigen; mäßig echte lassen die Form des Ausschnittes im Karton als helleren Fleck erkennen, während bei unechten Färbungen dieser Fleck in scharfer Zeichnung von der Grundfarbe sich abhebt.

5. Von großer Wichtigkeit ist endlich bei allen Stoffen, welche gewaschen werden sollen, die Echtheit gegen Seife und Soda. Diese Eigenschaft ist die einzige, welche von vorsichtigen Hausfrauen bis jetzt beachtet und geprüft wird.

Diese Prüfung besteht bekanntlich darin, daß man ein Stoffpröbchen mit Seife und Soda lauwarm wäscht und nach dem Trocknen und Plätten mit einem Stückchen des nicht gewaschenen Stoffes vergleicht.

Diese Probe ist auch deshalb von Wichtigkeit, weil sie Aufschluß darüber giebt, ob nicht dem Stoffe durch die Appretur ein schöneres Aussehen gegeben worden ist, als thätlich gerechtfertigt ist. Etwas Appret enthält jeder neue Stoff, denn ohne denselben würde er nicht neu erscheinen und daher nicht veräußert sein. Aber es giebt z. B. Baumwollkörperstoffe,

deren Körper lediglich aus Kleister besteht und beim Waschen völlig verschwindet. Vor solchen betrügerischen Appretureffekten kann sich jede Hausfrau durch eine gründliche, warme Waschprobe behüten.

Es erübrigt mir einige Worte über die Anwendung der beschriebenen Proben auf gedruckte Stoffe zu sagen. Ein gut gedruckter Stoff wird stets eine gewisse Gleichmäßigkeit im Verhalten der verschiedenen auf ihm vorkommenden Farben zeigen. Denn wie keine gute Hausfrau ein echtfarbiges Kleid mit unecht gefärbten Bändern garnieren wird, so wird noch viel weniger ein guter Drucker echte neben unechte Farbstoffe auf seine Kattune setzen. Die berühmten Eschässer Druckwaren verdanken ihren Ruf nicht zum wenigsten der gleichmäßigen Echtheit und dem daraus hervorgehenden gleichartigen Tragen der zahllosen in ihnen enthaltenen Farbtöne.

Auch bei diesen gedruckten Waren werden wenige Versuche in der beschriebenen Weise genügen, um schon beim Einkauf den Wert der Ware erkennen zu lassen. Wenn durch die vorstehenden Zeilen die Anstellung derartiger Versuche verallgemeinert und die Täuschungen durch den Einkauf unecht gefärbter Waren verringert werden würden, so wäre der Zweck des Verfassers vollauf erreicht.

Four-in-hand.

(Zu dem Bilde von Campenrieder.)

„So! Und nun wissen Sie, meine ich, alles, was sich an Mitteilenswerten bei uns zugetragen, seit Sie uns, mitten in der Hochsaison, davongingen! Ewig unentschuldigbar! Eine Fahnenflucht schlimmerer Art! Nehmen Sie meinen ‚Bericht trotzdem‘ als einen Akt unverdienter Güte hin!“

„Ich thue es, lieber Baron, und fühle mich Ihnen sehr verbunden. Sie haben eine ganze Reihe anmutigster Erinnerungen in mir wachgerufen. Aber Ihr Bericht hat Lücken; machen Sie das Maß Ihrer Güte voll und füllen Sie auch diese aus. Was wurde beispielsweise aus der ‚Königin des Damenport‘, der vielumwobenen und vielbeneideten Gräfin Piatta? Wen von ihren zahlreichen Verehrern hat sie schließlich mit ihrer schönen Hand beglückt? Denn die Saison wird doch nicht ohne diesen Abschluß geendet haben?“

„Gewiß nicht! Aber die Sache lief anders ab, als Sie vermuten mögen, bester Legationsrat. Die ganze Korona von Anbetern unserer schönen Komtesse Tini ging leer aus, und der goldene Apfel fiel schließlich einem zu, der ihn gar nicht gewollt hatte. Ist das nicht seltsam?“

„Gar nicht! Eine der vielen Launen des Glücks, mit denen man stets rechnen muß. Wenn anders es überhaupt ein Glück zu nennen ist, die excentrische junge Millionärin gewonnen zu haben. Ich habe darüber meine Gedanken!“

„Der erkorene Begünstigte hatte sie auch, aber er wurde eines bessern belehrt . . .“

„Um! — Aber, bitte, erzählen Sie, lieber Baron! Wer ist der große Unbekannte? Gehörte er zu unserm Zirkel?“

„Keineswegs! Kam erst nach Ihrem Abzuge; preußischer Generalfeldwebel von Distinktion, Hauptmann von R. . ., Cavalier de pur sang und verflucht schneidig . . .“

„Habe von ihm in Berlin gehört! Militär von großen Ausfichten . . . doch erzählen Sie weiter, Baron!“

„Gern! Also der Herr von R. . . kam wenige Tage nach Ihrer Flucht in B. an, fand die verbindlichste Aufnahme in der Societät, machte eine superbe Partie nach den Hochsbergen mit und kam schon hier mit der kleinen Millionärin in Berührung. Beide zogen einander gleich beim ersten Sehen an.“

„Aha! — Wahlverwandtschaft — siehe Goethe!“

„Nun ja! Etwas dergleichen. Jedenfalls trat Herr von R. . . gleich von vornherein in die erste Reihe der von unserm Komtesse Tini Begnadeten. Sie zeichnete ihn demonstrativ aus.“

„Und er ließ sich das nicht ungern gefallen . . . wie?“

„Nun damit war es eigen! Je demonstrativer die kleine Millionärin wurde, desto mehr trat der schneidige Generalfeldwebel in die Reserve, wurde kühl bei ihren Excentricitäten in allerlei Sport, schüttelte den Kopf, wie er sie in verwegenerm Ruderkostüm ihr Scullerboot regieren sah; mehr noch, da er von ihren Thaten mit dem Hicorybogen auf dem Schießplatz hörte, und zog sich ruhig aber entschieden zurück, als Schön-Tini eine Laune auf den Fahrport bekam und bald allmorgentlich in einem eleganten Park-Phaeton, den zwei von ihr geleitete temperamentvolle Drlows wie Blitze dahinjagten, die große Allee dahergeraht kam.“

„Ein Teufelsmädchen! Wie reizend sie wohl ausgesehen hat! Eine moderne Mänade — upon my honour!“

„Freilich! Unserm Hauptmann war sie aber ein wenig zu manabenhast, und als sie sich eines schönen Tages zu aller Ueberraschung auf dem turnhoheren Bock eines ‚Four-in-hand‘ präsentierte, den feurigen Bierzug wie ein geleitetes Rutschdirigierend, verließ er mit einem Blick heftigen Unwillens die Promenade und erwiderte abends im Cercle die scherzenden Anspielungen einiger Herren auf baldige Verlobung mit der Sportfreundin mit den brüsksten Worten: ‚Die Männer unsres Hauses sind nicht gewohnt, sich ihre Frauen auf dem Rutschbock zu juchen.‘“

„A la bonheur! Der nahm kein Blatt vor den Mund! Natürlich ergrühte man's der kleinen Gräfin wieder?“

„Cela va sans dire! — Aber was war die Folge? — Am nächsten Tage standen Scullerboot, Park-Phaeton, Four-in-hand zu öffentlichem Verkauf aus, und auf der Assemblée zwei Tage später, wo beide sich trafen, umwarb sie den herben Beurteiler ihrer Passionen mit der demütigen Zärtlichkeit eines siebzehnjährigen Milchmädchens!“

„Sapristi! — Sollt' man's glauben! — Nun — und der Effekt davon?“

„Sie können noch fragen! . . . Der Effekt war die zwei Tage später erfolgende feierliche Verlobung!“

„O Weiber! Weiber! — Wer kennt euch aus! — Ein Meisterstück!“

„Allerdings! — Doch wollen wir nicht glauben, daß die charmante kleine Sportfreundin das Lenken damit ganz aufgegeben habe. Nur daß sie den Bierzug vertauscht hat mit dem Cab und statt der ‚four-in-hand‘ fortan one-in-hand haben wird — und dieser dear one . . .“

„Wird der leinfame Chemann sein!“

„Certainement! — Ja diese Weiber! — O! —“

Ludw. Ziemssen.

Deutsche Lehrerinnen im Auslande.

Von W. Weyergang.

Nachdruck verboten.

Mag man neuerdings vor weiterem Überandränge zum weiblichen Lehrberufe warnen, mögen die Darinwirkenden in Stunden der Enttäuschung offen die Schattenseiten beklagen, zweierlei hat er jeder andern Frauenthätigkeit voraus: die mehrmals jährlich wiederkehrenden Ferien, ohne Einbuße am Gehalte, und die Möglichkeit, auch ohne besonders reichliche Mittel, allein und unbeanstaltet ein gut Stück von Gottes schöner Welt, von fremder Länder Brauch und Sitte kennen zu lernen.

Vielleicht ist letzteres mit ein Grund, der, in angeborenem deutschen Wanderhange, mancher nach Selbständigkeit ringenden Frauennatur den Wunsch weckt, sich allzu willig „als für das Lehramt qualifiziert“ prüfen zu lassen.

Wie viel Jugendzeit und Kraft, neben oft kaum rentierendem Kapitale, solche Vorbereitung kostet, bleibe einer spätern Arbeit nachzuweisen vorbehalten.

„Wir kommen wieder, gefördert an Sprachkenntnissen, mit erweitertem Gesichtskreise,“ trösten die ins Ausland Fortstrebenden sich und die Ihrigen, „und dadurch gefördert auch in unsrer Erwerbsthätigkeit in der Heimat und für Anstellung im höheren Lehramte.“

Täuschung! in den meisten Fällen nur Täuschung! Von Privatschulen und den städtischen in kleineren Provinzialorten abgesehen, werden für den fremdsprachlichen Unterricht in höheren Mädchenklassen meist jetzt Philologen angestellt.

In der deutschen Reichshauptstadt aber findet an höherer städtischer Mädchenschule keine Lehrerin mehr Anstellung, die sich nicht zuvor an dortiger Kommunalsschule bewährte und ihre Prüfung auch als Turn- und Handarbeitlehrerin bestand. Nach dem 28. Lebensjahre eintretend, hat sie keine Pensionsberechtigung, kein Ansehen im Gehalte zu erhoffen.

Das Streben der meisten deutschen Lehrerinnen aber zielt Mitte der Zwanziger — gegen Ende der ersten Sturm- und Drangperiode — nach fester, weil pensionsberechtigter Anstellung.

Vorausgesetzt nun, daß die junge Lehrerin doch nicht gleich nach bestandnem Examen, das sie fortan erst nach vollendetem 19. Lebensjahre ablegen darf, die Heimat wird verlassen wollen, wird sie durch mehrjährige Lehrthätigkeit im Auslande für definitive Anstellung leicht zu alt.

Somit verbleibt zur Erfüllung der ins Ausland fortstrebenden Hoffnung nur eine Verwertung der dort gewonnenen Sprach- und Menschenkenntnis als

1) Erzieherin erwachsener Mädchen (finishing Governess),

2) durch Erteilung fremdsprachlicher Privatstunden oder

3) Begründung oder Übernahme einer eigenen Schule.

Alles dreies aber bleibt prekär, wenn nicht ein besonderer Glücksstern leuchtet; es giebt auch strebsamer Lehrerinnen im lieben deutschen Vaterlande schon allzuvielen. Besonders in kleineren norddeutschen Städten lebt man noch allzuthrühlich des Glaubens, zur Erwerbsthätigkeit für Töchter besserer Kreise eigne sich (vor allem) der Lehrberuf.

Sich „berufen glauben“ aber genügt nicht; es gehört dazu auch „berufen werden“, d. h. Beschäftigung, Erwerb darin finden.

Und das hält — wie jedes Überangebot die Wertschätzung der Leistung herabdrückt — im lieben deutschen Vaterlande schon recht schwer.

So treibt denn nicht allein ein Sehnen in die Ferne, recht oft auch ein mißverständenes „noblesse oblige“ die junge deutsche Lehrerin ins Ausland.

Leider nur erklingt auch von dort amtlich wie privatim meist die Antwort zurück: „Nicht mehr deutsche Lehrerinnen hierher; unser Bedarf ist gedeckt.“

Um so gebieterischer stellt sich die Notwendigkeit heraus, soll der erhoffte, auch pekuniäre Erfolg erzielt, Enttäuschung und Demütigungen erspart werden, sich im voraus mit den im Lande herrschenden Anschauungen und allen zweckfördernden Einrichtungen vertraut zu machen.

Wenden wir uns zunächst nach

Frankreich.

Erfahrungsmäßig führte bisher der Weg der deutschen Gouvernante (meist) über Paris nach England und — weiter. Erwartet doch der Ausländer, daß die für seine Kinder zu gewinnende Erzieherin außer ihrer Muttersprache eine andre beherrsche; und daß sie als Deutsche musikalisch sei, setzt er, außer in Italien und Ungarn, als selbstredend voraus.

Wie es aber um unsre französische Sprachgewandtheit steht, habe ich gleich an französischer Grenze i. Z. an mir selbst erfahren.

„Café au lait?“ fragte mich der Kellner während der Zollexrevision im Bahnhofs zu Verbiers.

„Oui Monsieur.“

Aus der Unkenntnis in seiner Rechten, einer ähnlichen in seiner Linken zugleich floß in die vor mir stehende Kanne ein milchliches Kaffeegetränk.

Ich sah die gleich mir Bedienten die daneben liegende Brotschnitte hineinschneiden und es gleich einer Suppe auslöffeln.

„Merci Monsieur; pas cela!“ Den Kaffee mit dem Eßlöffel zu genießen, widerstrebte mir.

„Café noir? Café francais? Café Gloria? Café Massa Grand?“ sprudelte es von des Kellners Lippen.

Ich entschied mich für letzteren und sah neben der mit schwarzem Kaffee gefüllten Tasse ein Streichholzblüchlein und eine Flasche voll Arak vor mir.

Danke! — Ich hatte guten Grund, mir für die nächtliche Weiterfahrt einen klaren Kopf zu wünschen.

Nach erneuter Bezahlung erfrischte mich endlich, als Café Gloria, aus hohem Stangenglase ein unserm Wiener Kaffee ähnliches Getränk.

Sei die kleine Episode hier verziehen! Wer im fremden Lande ohne vermeidlichen Geld- und Zeitverlust zum Ziele kommen will, sollte auch über kleine lokale Eigenarten orientiert sein.

Ich meine noch heute diese erste kleine Sprachlektion und Lehre, die mir in mitternächtlicher Stunde an der Grenze ein

aufwartender Kellner gab, mit einigen Sous Trinkgeld nicht zu teuer bezahlt zu haben.

Der „Gaulois“ veröffentlichte unlängst eine Verfügung des bisherigen französischen Kriegsministers Boulanger: „daß die verheirateten französischen Offiziere weder männliche noch weibliche Diensthofen aus dem Auslande dinsten dürfen“ — und begründet dies Verbot durch den Umstand, „daß die Tochter eines deutschen Hauptmanns aus dem Reichslande als Erzieherin in französischer Offiziersfamilie wirkte.“

Der französische Arzt Dujardin-Beaumez zählte in Paris allein 4174 junge Damen mit Lehrerinnen-Zeugnis, während jährlich durchschnittlich nur hundert Stellen frei werden.

Fügen wir erläuternd nun auch hinzu: daß es dort drei verschiedene Stufengrade der Prüfung giebt, und m. Z. manche deutsche Lehrerin die unterste im Maison de ville unschwer bestand, daß der weltfluge Französin mehr daran liegt „diplomée“ zu sein, als den Lehrberuf praktisch auszuüben; Thatsache ist, daß nach ungefährer Schätzung in früheren Wintern gegen 400 deutsche Lehrerinnen in Frankreich Stellung suchten, im letztverflossenen nur etwa 200, trotzdem aber kaum zehn Prozent ihren Zweck erreichten. Wer in Frankreich noch jetzt eine Stellung erstrebt, muß darauf gefaßt sein, einige Monate aus eigener Tasche zu leben. Eine persönliche Vorstellung ist, genau wie in England, zur Erlangung derselben nötig. Ein Zeitungsinserat führt seltener zum Ziel; am besten eignet sich dazu der „Figaro“, Paris, rue Drouot. Am geeignetsten zur Übersiedelung sind die Monate September bis Ende November oder von Mitte Januar bis April; ganz ungeeignet die Sommermonate und der Dezember, im Anschluß auch an die drei terms, in die das französische Schuljahr sich teilt.

Die Benützung „deutscher“ Agenturen, um in Frankreich Stellung zu erhalten, ist deutschen Lehrerinnen weniger anzuraten. Das Überangebot ist in Paris selbst so groß, daß nur solche Familien und Pensionsvorsteher, die bereits unvorteilhaft bekannt sind, mit deutschen Stellenvermittlern in Verbindung treten.

Für Damen, die in französischer Sprache noch ungewandt sind, empfiehlt es sich eine Stelle au pain anzunehmen, d. h. in einem Pensionate für freie Kost und Wohnung täglich einige Stunden zu geben und dem französischen Unterrichte beizuwohnen. Vor einer Stellung einer „sous-maitresse“ sei gewarnt.

Gewöhnlich giebt man für diese auch einer Französin, mindestens einer Katholikin den Vorzug. Für ein Jahresgehalt von 600, seltener 800 Frs. hat dies gequalteste, gebundenste aller Wesen von früh bis spät die Pensionärinnen zu überwachen, zu begleiten und ihren Schlafraum zu teilen und hat nur an jedem zweiten Sonntage einige Nachmittagsstunden frei.

Das Gehalt der fremden Gouvernante (institutrice, wie sie sich lieber nennen hört) schwankt zwischen 800—1200 Frs. durchschnittlich.

Unter „Bonne“ wird ein einfaches Kindermädchen oder Kinderfrau verstanden. Wer sich um fremdsprachliche Privatstunden bemüht, läßt sich auf der Visitenkarte sicherlich den Titel „professeur d'allemand“, „de music“ bedrucken.

Auf der Karte einer Pariser Stellenvermittlerin las ich: „Klassische Agentur, um Familien und Pensionaten französische und fremde Lehrerinnen und Erzieherinnen zu vermitteln; von Mlle. Capron geleitet und von der Pariser Akademie patentiert. Empfangsstunde von 12—3.“

Ein Wartestündchen in solchem Empfangszimmer gäbe dem Binsel eines Hogarth, Chodowiecki, der Feder eines Boz-Dickens reichen Stoff.

Hier nahe der Thüre diese verschüchterten bedrückten Gestalten, milde vom abhaftenden, wochenlang vergeblichen Umherlaufen von Agentur zu Agentur; dort auf dem Diban hingegossen diese eleganten selbstbewußten Französinen, die selten eintreten ohne ein Geschenk, zum mindesten einen schönen Strauß für die Agentin mitzubringen und Trinkgeld in die Hand der öffnenden Dienerin gleiten zu lassen, das ihnen, weit vor den Frühhergekommenen die Thüre zum Boudoir, zum Heiligtume, öffnet, in dem Madame, ohne sich von ihrem Fauteuil zu erheben, die ihre Vermittlung Nachsuchenden empfängt, um ihrer am Nebentische sitzenden Sekretärin die nötigen Notizen in ihre dickeibigen Folianten hineinzudiktieren. 15—20 Frs. Einschreibgebühr, gleichviel ob eine Stelle erlangt wird oder nicht; und 10 Prozent vom vereinbarten Jahresgehalte vor Antritt derselben.

Es ist hierin genau das Gleiche, wie bei den Londoner Agentinnen. Einige verbindliche Schmeichelworte, ein geschmackvolles Geschenk empfiehlt hier wie dort; die schlichten treuherzigen Deutschen lernen es meist zu spät.

Als Stellenvermittlungsagenturen für Frankreich sind zu nennen: Fräulein Winter, Paris, 154 Rue St. Honoré (deutsche), Mrs. Stokes, 39 Rue de Miraménil (Engländerin), Mme. Deville, 3 Rue d'Althènes, Mme. Schmidt, 20 Avenue Carnot, Mme. de Lanza, 13 Avenue de La Bourdonnais, Mlle. Edmon, 12 Rue Vittré, und Agence de l'Enseignement, 15 Boulevard St. Michel. Die beiden ersteren bestehen seit lange; Mrs. Stokes hat wohl auch durchreisenden englischen Familien, die ihre Winter in südlichen Gegenden verleben, Erzieherinnen vorzuschlagen.

Wer bis zur Erlangung einer Stellung volle Pension sucht, findet dieselbe bei Mlle. Eméry, Paris, 248 Faubourg St. Honoré, für monatlich 180—250 Frs.; in Passy bei Paris bei Mme. Domergue, 4 Rue de Dôme (150 Frs.), Mlle. Regnier, 21 Rue Hamelin, und Mme. Giraud, 29 Rue Greuze (200 Frs.), und in Paris, 26 Rue de Turin, bei Mme. la Vicomtesse de Feloux, der Präsidentin des „Institut Protecteur des femmes de la Société“, für monatlich 180—150 Frs. (= 100—120 Mar.).

Wer Unterkunft ohne Verpflegung wünscht, findet dieselbe für Frs. 0,50 pro Tag bei Fr. Strom, 50 Avenue de Saxe und Fr. von Schmidt, 26 Rue Baneau.

Katholische deutsche Frauen finden Aufnahme und Stellenvermittlung im Haus der Schwestern von St. Charles, 181 Rue Lafayette.

Auch die „Soeurs de la Croix“, 233 Rue de Baugirard, nehmen Damen in Kost, und es finden katholische deutsche Lehrerinnen wohl auch durch Ver-

mittlung der „Dames de Retraite“, 7 Rue de La Chaise, noch eine Stelle.

Seit zwei Jahren ist im Eckhause, Paris Batignolles, 21 Rue Bronchant — 110 Rue Nollet, ein „Doppelheim für deutsche Erzieherinnen und deutsche Mädchen“ erbaut, unter dem Protektorate der Frau Kronprinzessin des Deutschen Reiches; Ehrenpräsidentin ist die Gattin des kaiserlichen Botschafters, Gräfin Marie zu Münster. Se. Majestät, unser Kaiser, spendete 10 000 Frs., ein Ungenannter aus Leipzig 34 000 Frs. zum Bau. Der voranzuzahlende Pensionspreis beträgt bei eigenem Zimmer monatlich 96, wöchentlich 28 Frs.; bei geteiltem monatlich 80, wöchentlich 22 Frs. Auch außerhalb des Heims wohnende Lehrerinnen können zu billigen Preisen an den Wahlzeiten teilnehmen. Stiftungsmäßig trägt die Anstalt protestantischen Charakter, nimmt aber Angehörige aller Konfessionen auf.

Im ersten Jahresberichte des Herrn Pastor Friisus, Vorsitzenden des Heims-Komitees, heißt es wörtlich: „Keine Erzieherin komme hierher, die nicht die Mittel besitzt, einige Monate aus eigener Tasche zu leben. Trotz der besten Zeugnisse finden nur 5—10 Prozent hier passende Stellung in Familien; 5—10 Prozent vielleicht noch so viele Stunden, daß sie bei großer Einschränkung davon leben können. Von 14 Erzieherinnen, die bis Ende April in unserm Hause wohnten, wurden nur drei durch Vermittlung desselben in Familien untergebracht.“

Recht drollig, kleinlich berührt daneben, wenn man in kleineren deutschen pädagogischen Blättern Anstoß nehmen wollte, daß unter gleichem Dache ein Heim für deutsche Erzieherinnen und deutsche Mädchen zugleich errichtet ward. Einrichtung und Eingang beider sind völlig getrennt. Der Eingang zum Gouvernantenheim ist 21 Rue Bronchant, der zum Mädchenheim 110 Rue Nollet.

Freilich das gleiche Dach und der gleiche Himmel wölbt sich über beide!

Bei Einweihung des Hauses sprach der kaiserliche Botschafter ein wohlmeinend-wärmend Wort, mit dem ich schließen möchte; er bat die Erzieherinnen „sich im Auslande von allem anspruchsvollen, empfindlichen Wesen freizubalten, durch welches so manche sich und ihrer Umgebung das Leben erschweren“, wie er auch dem Bedenken Ausdruck gab, daß „dies neue Heim zu der bereits viel zu großen Zahl deutscher Erzieherinnen noch größere Scharen nach Paris loden könnte, die in dem Wahne, bald gute Stellen zu erhalten, bereits die Agenturen füllten.“

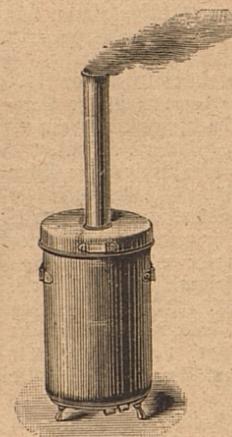
Zum Troste sei aus meiner eigenen Erfahrung hinzugefügt, daß eine liebe vorpommerische Landsmännin, obgleich Protestantin, seit zwei Jahrzehnten fast in gleicher katholischer Familie in Beauvais wirkte, eine andre, eine Mecklenburgerin, obgleich während der Kriegsjahre aus Paris geflüchtet, dorthin zurückgekehrt, ihre kleine Habe vom Concierge wohlbehütet wieder fand und noch jetzt auskömmlich dort vom Ertrage ihrer Privatstunden lebt.

Ein klein wenig liegt also wohl auch an den Damen, wie sie es anfangen. — Sei das Glück mit allen, die in Frankreich lehren oder lehrend dort einen Wirkungskreis erstreben!

(Fortsetzung folgt.)

Wirtschaftsplaudereien.

Neuer patentierter Feldkochapparat. Bereits auf Seite 330 erwähnten wir kurz eine ebenso praktische als zeitgemäße Neuheit, auf die wir hiermit eingehender zurückkommen wollen.



Der neue Feldkochapparat vereinigt mit seiner außerordentlich dauerhaften Ausführung, welche für eine jahrelange Haltbarkeit bürgt und daher alle bei anderen ähnlichen Apparaten vorkommenden und namentlich in der Fremde so lästig fallenden Reparaturen von vornherein ausschließt, eine durch ihre Einfachheit besonders treffliche Konstruktion. Der Apparat besteht aus einem Kessel, in dessen Mitte ein ineinander schiebbarer Schornstein angebracht ist; dieser letztere endigt in einem etwas weiteren Behälter, welcher sich durch eine am Boden befindliche durchlöcherete Klappe mit Leichtigkeit öffnen läßt und in dem das zur Heizung erforderliche Material seinen Platz findet. Dasselbe besteht aus einer besonders präparierten Kohlenpatrone, welche das stärkste Umwetter und stromender Regen nicht zum Erlöschen bringen kann und deren intensive Heizkraft es ermöglicht, 1 1/2 Liter Flüssigkeit in ca. 20 Minuten zum Kochen zu bringen und etwa in der doppelten Zeit eine kräftige Bouillon zu bereiten. Um den Apparat in Thätigkeit zu setzen, zieht man den Schornstein heraus und bringt die Patrone in den Feuerraum mit der roten Seite nach oben. Dann füllt man das Gefäß und entzündet die Patrone, indem man ein brennendes Zündholz durch den Schornstein auf die Patrone fallen läßt. Während des Kochens wird der Apparat am besten im Freien aufgestellt oder an einem Platze, von welchem der Rauch abziehen kann, niemals jedoch auf einem hölzernen Gegenstande. Die Brenndauer jeder Patrone beträgt 40 Minuten; ist ein längeres Feigen nötig, so können Stücke aus einer zweiten Patrone nachgerochen werden. Zum bequemeren Transportieren kann der Apparat an einem Riemen umgehängt werden und sind zum Befestigen desselben zwei Ösen angebracht. Vor der Benützung muß der Riemen indessen stets abgenommen werden.

Der neue Feldkochapparat wird aus starkem bezimten Eisenblech in drei Größen gefertigt, und zwar in flacher Form, 19 Cent. breit und 11 Cent. hoch, für einen Inhalt von ca. 1 1/2 Litern (10 Tassen) zum Preise von 9 Mark, sowie in hoher, unfrer Abbildung entsprechenden Form, 18 Cent. breit und 20 Cent. hoch, 2 1/2 Liter Inhalt zum Preise von 11 Mark und schließlich 12 Cent. breit, 20 Cent. hoch, Inhalt etwa 1 Liter, Preis Mk. 7.50. Die einzelnen Feuerungspatronen kosten 10 Pf. per Stück.

Bezugsquelle: Magazin des Königl. Hoflieferanten E. Cohn, Berlin SW., Leipzigerstraße 88

Doppel-Kebls.

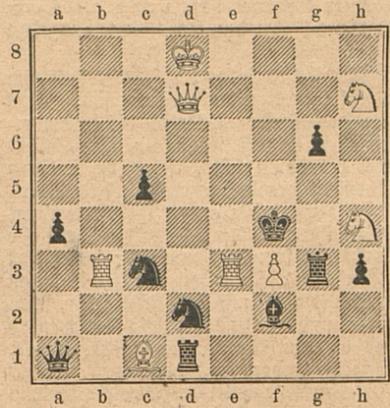


Für Jung und Alt. Schach.

Aufgabe Nr. 207.

Von Aurelio Abelca.

Schwarz.



Weiß steht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 205 Seite 360.

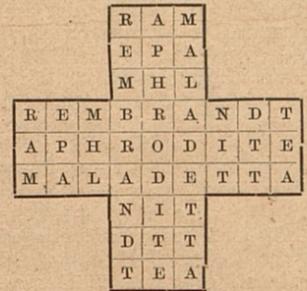
- 1. D b 2 — c 2. Schwarz.
1. D h 7 n. c 2 oder n. h 8. Weiß.
2. f 6 — f 7 oder D c 2 — f 5 matt.
A. Weiß.
1. ... Schwarz.
1. S b 4 n. c 2. Weiß.
2. T d 8 n. d 5 matt.
B. Weiß.
1. ... Schwarz.
1. S f 8 — d 7, e 6, g 6. Weiß.
2. D c 2 — c 7, S d 4 — f 3 oder D c 2 — f 5 matt.

Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 81.



Man nehme drei Blättchen Papier von gleicher Größe und der Form 1; dann zwei Blättchen, eines von der Form 2, das andere von der Form 3. — Diese fünf Blättchen soll man so aneinander legen, daß sie ein aufrechtstehendes Kreuz bilden.

Auflösung des Kreuzrätsels Seite 360.



Charade.

Mit Stolz denkt an das erste Paar In St'rich Frau und Mann, Weil dort im Kampf der Doppelaar Glorreichen Sieg gewann. Was uns die dritte Silbe nennt, Ist gut, doch meist nur — Schein; Tritt noch ein Laut hinzu am End', So spiegelt sich's im Rhein.

Wer aber je sie doppelt fand, Hat gerne sie verpeist. Das Ganze trifft am Meeresstrand, Wer viel im Süden reist.

Korrespondenz.

Kosmetik und Gesundheitspflege. Fr. Th. P. in B. Auf Ihre Anfrage bezüglich des Rusticopectra genannten orientalischen Haarfärbmittels (Seite 320) sind uns durch die Güte mehrerer Herrinnen Antworten zugegangen, denen wir folgendes entnehmen. Das Mittel, türkisch Rustik-tasch, ist kein zum Gebrauch fertiggelassenes Haarfärbmittel, sondern es giebt nur das Hauptmaterial zur Bereitung des orientalischen Haarfärbmittels ab. Man kann das Mittel echt durch die deutsche Apotheke „La Providence“ in Konstantinopel, Teké grande rue de Pera 579, beziehen. Von dieser Apotheke erhält man auf Verlangen auch Vorschriften zur Zubereitung des Mittels und für seinen Gebrauch. Ferner wird uns angegeben, daß die Rusticopectra echt in der Apotheke zum „Kaiser von Österreich“ in Serajevo, Bosnien, zu haben sei. Endlich teilt man uns mit, daß das auch von Dr. Cassin in seinem von uns empfohlenen Buche „Haut und Haar“ als unschädlich und zweckmäßig bezeichnete persische Haarfärbmittel, aus Pflanzenpulvern, Penna und Keng bestehend, durch Apotheker Wegener in Keinfeldt (Hollstein) bezogen werden kann. — A. B. C. Prag. Es ist Sache des Arztes, persönlich den Ausschlag zu befragen und zu heilen. — H. W. in Mailand. — A. K. in W. Ihre Frage, betreffend die unschädliche Haarfärbung ist auf Seite 260 (Chiffre Bruno W.) beantwortet. Wie dort bemerkt, kann jeder Apotheker das Mittel bereiten. — C. v. W. Uns ist das angebliche Hellsverfahren des Prof. G. S. nicht bekannt; wir glauben trotzdem Ursache zu haben, Sie vor diesen und ähnlichen öffentlich angepriesenen Kuren warnen zu müssen. Wir glauben, daß, wenn Sie dieselbe Frage Ihrem Hausarzte vorlegen, derselbe sich unfrer Meinung anschließen wird. — Subskriber-Baltimore. Das „Pilotbron“ ist ein harmloses Enthaarungsmittel; jenseit uns bekannt, sind Niederlagen desselben in den Ver. Staaten nicht vorhanden. — A. B. in B. Galzien. Es genügt, wenn Sie sich nach der Angabe auf Seite 340 die Mittel von dem dortigen Apotheker herstellen lassen. — Abon. in W. Uns wolle die Bezugsquelle für Wasserstoffsuperoxyd, das bekannte Bleichmittel, wird uns die Apotheke von Brandt in Bahrdorf, Braunschweig, angegeben. Das Rilo kostet dort 1,20 Mk.; freilich wird uns nicht angegeben, ob das Mittel die gleiche Stärke wie das sonst zu höheren Preisen verkaufte besitzt. — F. W. in Potsdam. Wenden Sie sich an Herrn Dr. med. Lassar, Karlsstraße 19.

Wäsche, Garderobe und Schmuck. L. W. in W. 1) Tanninseife entfernt man aus weißer Wäsche, indem man dieselben zuerst in eine starke Lösung von unterschwefeligen Natron (aus der Apotheke) einweicht und dann gepulverte Weinsäure darauf streut. Nachdem die Flecke gebleicht sind, wäscht man sie in reinem Wasser aus. 2) Mechanisch mit Hilfe des Messers.

Verschiedenes. Blumenfreundin in Graz. Wir werden Ihren Wunsch erfüllen. Samen von gefüllten Begonien und englischen Pelargonien erhalten Sie durch Gebroder Dippe, Samenbau und Samenhandlung in Duedlinburg.

Bestellungen auf den „Bazar“ werden von allen Postanstalten und Buchhandlungen jederzeit — also auch nach Beginn des Quartals — zum vierteljährlichen Abonnementspreise von 2 1/2 Mark (in Österreich-Ungarn und im Auslande nach Kurs) angenommen. Bereits erschienene Nummern des laufenden Quartals werden nachgeliefert.